

Alltagsleben in den späten Jahren des Zweiten Weltkrieges

Schicksal und Erlebnisse der Landbevölkerung am
Beispiel von Sankt Nikolai ob Draßling

Vorwissenschaftliche Arbeit

Vorgelegt von

Lena PRATTER

8A, Maturajahrgang 2017/18

bei **Mag. Ingrid Sonnek**

02.03.2018

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Alltagsleben der ländlichen Bevölkerung, während des Zweiten Weltkrieges, am Beispiel von Sankt Nikolai ob Draßling. Als Zeitzeugin stellte sich meine Großmutter zur Verfügung, die 1940 in Sankt Nikolai ob Draßling geboren wurde und somit über eigene Kindheitserinnerungen oder über Erzählungen meiner Urgroßeltern berichtete.

Anhand von Interviews mit meiner Oma, werden verschiedene alltägliche Situationen, Erfahrungen und Erlebnisse aus dieser Zeit näher erläutert. Die Arbeit beinhaltet Themen wie die familiäre Situation, das Leben in Armut und Bescheidenheit und die wirtschaftliche Situation mit der damit verbundenen Arbeit. Dem Bereich Feldpost wird ein eigenes Kapitel gewidmet, da diese wesentlich Einfluss auf den Alltag der Familienmitglieder zu Hause hatte und auch eine große emotionale Stütze für die eingezogenen Soldaten war. So auch für meine Urgroßmutter, die die Briefe meines gefallenen Urgroßvaters als Aufforderung sah, seine Wünsche und Hoffnungen für seine Tochter, meine Großmutter, trotz schwierigen Zeiten nicht aus den Augen zu verlieren.

Vorwort

Ein Leben zu Zeiten des Zweiten Weltkrieges ist wohl für viele Menschen unvorstellbar. Doch muss uns allen bewusst werden, dass noch einige Mitglieder unserer Familien, seien es Großmütter/Großväter oder Urgroßmütter/Urgroßväter, diese schweren Zeiten miterlebt haben und in diesen Zeiten aufgewachsen sind. Sie geben uns noch die Möglichkeit persönliche Geschichten und Erfahrungen aus dieser schrecklichen Zeit zu erfahren und können uns ein Bewusstsein dafür geben, wie sehr sich unser Leben doch verändert hat und wie glücklich wir uns schätzen können, in einem kriegsfreien Land zu leben.

Mein Interesse für diese Zeit wurde so durch meine Großmutter geweckt, die den Zweiten Weltkrieg selbst miterlebt hatte. Bereits in meinem Kindesalter erzählte sie mir verschiedene Geschichten über diese Zeit und wie sie ihre Kindheit verbrachte. Es war für mich jedes Mal spannend zu hören, wie anders das Leben doch war und welche oft schwierigen Situationen die Familie meistern musste. Ich bewundere meine Oma und meine Urgroßmutter dafür, dass sie diese Zeiten trotz aller Schwierigkeiten und dem Tod meines Urgroßvaters im Krieg so gut gemeistert und verkraftet haben.

Es ist mir ein persönliches Anliegen, dass solche Geschichten über den Zweiten Weltkrieg, wie die von meiner Oma, nicht in Vergessenheit geraten und dass wir uns in der heutigen Gesellschaft noch daran erinnern, dass dieser Luxus, in dem wir leben, nicht immer selbstverständlich war.

An dieser Stelle möchte ich mich auch bei meiner Oma, Maria-Anna Müller, bedanken, die Wesentliches zum Inhalt dieser Arbeit beigetragen hat sowie bei meiner Betreuerin Mag. Ingrid Sonnek für die tatkräftige Unterstützung.

Inhalt

Abstract	2
Vorwort	3
0 Einleitung	5
1 Allgemeine Informationen	6
1.1 Sankt Nikolai ob Draßling	6
1.2 Zur Person Maria-Anna Müller	6
2 Leben in Armut und Bescheidenheit	9
2.1 Infrastruktur im Ort	9
2.2 Unterkünfte und Wohnsituation	11
2.3 Freizeit	13
3 Wirtschaftliche Situation und Alltagsleben	16
3.1 Ernährung und Lebensmittelversorgung	16
3.1.1 Stellenwert von Lebensmitteln	19
3.2 Arbeit als Alltag	20
3.2.1 Landwirtschaft	20
3.2.2 Hausarbeit	23
3.3 Rollen- und Arbeitsaufgabenverteilung	24
4 Kontakt durch die Feldpost	27
4.1 System	27
4.2 Zensur	28
4.3 Inhalt	29
4.4 Feldpostbriefe meines Urgroßvaters	29
4.4.1 Analyse des letzten Briefes	32
Conclusio	35
Quellenverzeichnis	36
Abbildungsverzeichnis	38
Verwendete Feldpostbriefe	39
Interview vom 12.09.2017	43
Gender Erklärung	52
Selbstständigkeitserklärung	53

0 Einleitung

In der heutigen Gesellschaft voller materiellem Überfluss und Wohlstand ist der Gedanke an eine andere Zeit, voller Armut, Angst, Gewalt und Krieg für die meisten Österreicher wohl kaum vorstellbar. Doch vor 80 Jahren bestimmten diese Dinge noch das Leben der Menschen. Wie mag es wohl gewesen sein im Zweiten Weltkrieg aufzuwachsen und zu leben? Genau mit dieser Frage beschäftigt sich meine Arbeit. Den Kern bildet dabei das alltägliche Leben der Zivilbevölkerung im ländlichen Bereich. Besonders auf die Wahrnehmungen, Erlebnisse und Erfahrungen der Menschen wird in den einzelnen Kapiteln eingegangen.

Die Arbeit soll diese Aspekte mithilfe eines empirischen Teils, in Form eines Interviews mit meiner Großmutter als Zeitzeugin, näher beleuchten. Ihre persönlichen Geschichten und Erfahrungen bilden einen großen Teil der Arbeit, welche noch zusätzlich unter Verwendung von weiteren Literaturrecherchen belegt werden. Zudem werden auch originale Feldpostbriefe meines Urgroßvaters aus den Jahren 1939 bis 1941 in das letzte Kapitel miteingebunden.

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile: Das erste Kapitel gibt allgemeine Informationen über meine Großmutter, ihre Familie und über ihren Heimatort Sankt Nikolai ob Draßling. Im zweiten Kapitel werden die damalige Infrastruktur des Ortes, die Unterkünfte und die Wohnsituation sowie die Freizeitbeschäftigungen der Kinder beschrieben. Das anschließende dritte Kapitel handelt von der Nahrungsversorgung, den täglichen Arbeiten im Haus, Garten und in der Landwirtschaft und von der Rollen- und Arbeitsaufgabenverteilung. Anhand des Beispiels eines gewöhnlichen Tages meiner Oma, sollen diese Aspekte zusätzlich veranschaulicht werden. Das letzte Kapitel umfasst die Feldpostbriefe zwischen meinem Urgroßvater im Kriegseinsatz und meiner Urgroßmutter. Einleitend erläutere ich allgemein zuerst das System der Feldpost und ihre Zensur und gehe danach konkret auf die Hauptinhalte der persönlichen Briefe meines Urgroßvaters ein.

1 Allgemeine Informationen

1.1 Sankt Nikolai ob Draßling

Die Heimatgemeinde meiner Großmutter, Sankt Nikolai ob Draßling, befindet sich im Osten des Bezirkes Leibnitz, der auch Grabenland genannt wird. Auf einer Seehöhe von 333 Metern erstreckt sich der Ort auf eine Größe von 17,56 km².¹ Als im Jahre 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, hatte die Gemeinde 1.148 Einwohner. Davon forderte der Krieg insgesamt 49 Opfer der eingezogenen Bürger, wovon 38 Menschen als tot und elf weitere als vermisst galten. Auf die Gesamteinwohnerzahl gerechnet machte dies damals 4,26% der Bevölkerung aus. Die Einsatzorte der eingezogenen Einwohner erstreckten sich vom Eismeer über den Balkan bis nach Kreta und von Frankreich bis nach Russland.² Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Sankt Nikolai von 1945 bis 1955 Teil der englischen Besatzungszone. In diesen Jahren kamen auch russische, bulgarische und slowenische Einheiten in den Ort, die aber relativ rasch wieder abzogen.³

1.2 Zur Person Maria-Anna Müller

Meine Großmutter Maria-Anna Müller wurde am 31. August [REDACTED] in Frauenfeld, einem Ortsteil von Sankt Nikolai ob Draßling, mit dem Familiennamen Glauninger geboren. Ihre Eltern, sprich meine Urgroßeltern, hießen Theresia und Johann Glauninger. Das Ehepaar bewohnte zusammen mit den Zieheltern von Johann, der Familie Zach, ein zirka 50 m² großes Haus mit anliegendem Kuh- und Schweinestall. Die Eltern betrieben zu Hause zusammen mit der Familie Zach eine kleine bäuerliche Wirtschaft.⁴



Abbildung 1: Johann und Theresia Glauninger

¹ vgl. Größ Franz (1989). *St. Nikolai ob Draßling- eine Gemeinde im Grabenland*. St. Nikolai/Dr.: Agathdruck. S.103

² vgl. ebda 154

³ vgl. ebda 158

⁴ vgl. Interview Kapitel 1; Zur Person Maria-Anna Müller

Bereits im Jahr 1939 wurde mein Urgroßvater Johann in den Krieg eingezogen. Zwei Jahre lang musste er an verschiedenen Fronten kämpfen und konnte seine Tochter in dieser Zeit nur ein einziges Mal sehen, ehe die Familie im Jahr 1941 ein Schreiben erreichte, in welchem stand, dass mein Urgroßvater am 27. Juli 1941 in Kasepäu an der Ostfront gefallen war.⁵

Somit konnte Maria-Anna ihren leiblichen Vater nie wirklich kennenlernen und wuchs auch ohne ihn auf. Nur aus Erzählungen von anderen Menschen und Bildern konnte sie erahnen, wer und wie ihr Vater war. Der Einzug meines Uropas bedeutete aber auch, dass die Familie während der Kriegszeit auf sich alleine gestellt war und eine wichtige Stütze in der Gemeinschaft fehlte. Durch den großen Zusammenhalt innerhalb der Verwandtschaft und aufgrund des kleinen landwirtschaftlichen Betriebes, konnte sich die Familie meiner Oma allerdings in den Kriegsjahren mit viel Arbeit gut über Wasser halten.⁶



Abbildung 2: Maria-Anna mit ihrer Mutter

Bis zu ihrem sechsten Lebensjahr wuchs meine Großmutter nicht bei ihrer Mutter auf, sondern bei ihren Großeltern Maria und August Tieber. Grund dafür war, dass die Familie Zach nicht für die Verpflegung meiner Oma aufkommen konnte und wollte. In den Kriegsjahren waren die Lebensmittel nämlich sehr knapp und man musste immer sehr sparsam sein. Allerdings lag das Haus der Großeltern direkt neben dem Elternhaus meiner Oma, wodurch Maria-Anna ihre Mutter immer besuchen und sehen konnte. Die Großeltern bemühten sich immer sehr um Maria-Anna und verwöhnten ihre Enkelin so gut sie konnten, wodurch die beiden auch zu sehr wichtigen Bezugspersonen für meine Oma wurden.⁷



Abbildung 3: Maria-Anna mit ihrem Großvater

⁵ vgl. Interview Kapitel 1; Zur Person Maria-Anna Müller

⁶ vgl. ebda

Eine weitere wichtige Bezugsperson für Maria-Anna war auch ihr Onkel Rupert, genannt „Bertl“. Die beiden waren sehr miteinander verbunden, denn Bertl übernahm gewissermaßen die Vaterrolle für meine Oma. Er selbst hatte mit seiner Frau nämlich keine Kinder und so nahm er sich viel Zeit für seine Nichte. Dies zeigte sich, indem er ihr im Winter beispielsweise eigens einen Schlitten baute oder sie immer auf seinem Rad mitnahm und ihr auch das Fahrradfahren beibrachte. Meine Oma erzählte im Interview, dass sie es immer kaum erwarten konnte, bis ihr Lieblingsonkel am Abend von der Arbeit nach Hause kam und sie gemeinsam mit ihm essen konnte.⁸

Nach dem Krieg veränderte sich die familiäre Situation. Das Ehepaar Zach verstarb und meine Oma zog zurück zu ihrer Mutter. Diese hatte nach dem Tod meines Urgroßvaters einen neuen Mann kennengelernt und gemeinsam mit ihm noch eine Tochter bekommen. Am 05. Februar [REDACTED] wurde somit Maria-Annas Halbschwester Margareta Glauninger geboren.⁹

⁷ vgl. Interview: Kapitel 1; Zur Person Maria-Anna Müller

⁸ vgl. ebda

⁹ vgl. ebda

2 Leben in Armut und Bescheidenheit

Die Kriegsjahre waren gezeichnet von Armut und Bescheidenheit. Die Menschen lebten oft unter sehr ärmlichen Umständen und mussten mit dem Wenigen auskommen, was ihnen zur Verfügung stand und das Beste daraus machen. Man musste auf sehr vieles verzichten und auch oft mit Kreativität und Einfallsreichtum arbeiten. Vieles wurde selbst erzeugt und mit mühevoller Handarbeit hergestellt, da die Familien kaum Geld zur Verfügung hatten. Besonders wichtig war dabei auch der Zusammenhalt innerhalb der Familie, um Arbeiten und Aufgaben aufzuteilen oder gemeinsam zu erledigen.

2.1 Infrastruktur im Ort

Die Infrastruktur ihres Heimatortes schätzte meine Oma selbst für die damaligen Verhältnisse als relativ gut ein. Es gab bereits in den Kriegsjahren drei Kaufhäuser und zwei Gasthäuser. Im Ort gab es auch eine Bäckerei, die von der Familie Altenburger geführt wurde. Obwohl die Bewohner des Ortes nur sehr wenig Geld hatten, konnten diese Betriebe Bestand halten.¹⁰ Ebenso konnte der Ort eine Volksschule aufweisen, die bereits 1900 errichtet worden war und bis 1953 drei Klassen führte. Trotz der damaligen schlechten finanziellen Lage der Dorfeinwohner, gab es auch eine Bank: die Raiffeisenkasse. Leiter dieser war von 1932-1966 Franz Brandtner¹¹. Auch meine Oma konnte sich noch gut an diesen Mann erinnern, der einmal pro Woche, immer donnerstags den Schalter in der Bank bediente. Die Leute hatten so die Möglichkeit, sich über ihr Kapital beraten zu lassen und konnten sich auch Geld ausleihen, sofern sie einen Gutsteher hatten. Allerdings wurde die Bank viel weniger genutzt als heute, da fast niemand im Ort viel Geld zu verwalten hatte.¹²

¹⁰ vgl. Interview Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes

¹¹ vgl. Größ 1989: 143

¹² vgl. Interview Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes

Auch die ärztliche Versorgung war in den Jahren des Zweiten Weltkrieges schlecht. Kurz vor Beginn des Krieges, 1937, zog der ortsansässige Arzt Dr. Vogl nach Graz ohne einen Nachfolger zu haben.¹³

Während des Krieges gab es nur im Nachbarort Wolfsberg im Schwarzaual eine Ärztin, die jedoch nicht motorisiert war. Daher konnte man die Ärztin nur in absoluten Notfällen kontaktieren und auch nur dann, wenn jemand sie zum Beispiel mit einem Moped abholte oder eines zur Verfügung stellte.¹⁴

Die schlechte Infrastruktur machte sich besonders im Straßennetz sichtbar. Die Straßen im Ort wurden erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges durch das



Abbildung 4: Straßenbau Friedhofsstraße

steirische Grenzlandprogramm erneuert, erstmalig asphaltiert und

ausgebaut.¹⁵ Bis dahin waren die Straßen sogenannte „Staubstraßen“, also nur Wege bedeckt mit Schotter. Die Bewohner des Ortes waren nämlich selbst verantwortlich für den Straßenbau und mussten entweder für die Errichtung bezahlen oder mithelfen. Da den Leuten aber kaum Geld zur Verfügung stand, entschied man sich für die zweite Variante: Das Material für den Straßenbau wurde zwar vom Staat bereitgestellt, die sehr harte Arbeit musste man jedoch selber verrichten.¹⁶

Auch das Transportwesen im Land war sehr schlecht ausgebaut. Mit dem Anschluss Österreichs an Deutschland im Jahr 1938, erhoffte sich die steirische Bevölkerung eine verbreitete Motorisierung in ihrem Bundesland, doch diese wurde nicht erzielt. Laut einer Zählung von 1939, gab es in der Steiermark zu diesem Zeitpunkt nur 2.813 Personenkraftwagen, 12.977 Motorräder und Roller

¹³ vgl. Größ 1989: 139

¹⁴ vgl. Interview Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes

¹⁵ vgl. Größ 1989: 102

¹⁶ vgl. Interview Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes

und 3.515 Lastkraftwagen. Interessant dabei ist, dass es trotz einer großen Propaganda um den Volkswagen, also ein Auto speziell konstruiert für das Volk, kein einziges dieser Art in die Steiermark geliefert wurde. Aufgrund der finanziell schlechten Lage der Menschen und einer allgemeinen Preissenkung der Fahrräder, gab es jedoch einen stark zunehmenden Verkauf von Fahrrädern.¹⁷

Im Dorf meiner Oma gab es ebenfalls nur sehr wenige Autos. Es gab jedoch die Möglichkeit, mit einem Postbus nach Leibnitz und nach Graz zu fahren. Ansonsten musste man für weitere Strecken jemanden, der ein Auto besaß, bitten zu fahren und ihn bezahlen. Der Transport von Gütern erfolgte damals mittels Kühen, Ochsen oder Pferden, die an selbstgebauten Treppenwägen gebunden wurden und den Wagen zogen. Heu wurde auf Leiterwägen transportiert, denn es gab noch keine Traktoren. Daher waren die Tiere sehr wichtig für die Menschen.¹⁸

Ebenfalls fehlte es im Ort an einem Stromnetz und Kanalsystem. Wasserleitungen waren in den Häusern nicht vorhanden, daher hatten die Familien lediglich einen Brunnen aus dem sie Wasser abschöpfen konnten und für die Wasserversorgung der Tiere gab es einen Teich.¹⁹ Im Jahr 1929 wurde die erste Trafostation erbaut und eine Niederspannleitung in den Ort gezogen, welche einzelne, wenige Häuser mit 220/380V versorgte. Während des Krieges stockte die Erweiterung des Stromnetzes jedoch und so konnten die letzten Häuser erst 1946 und 1948 an das Stromnetz angeschlossen werden.²⁰

2.2 Unterkünfte und Wohnsituation

Ebenso wie die Infrastruktur, war auch die damalige Wohnsituation der Menschen nicht vergleichbar mit unserer heutigen. Die Häuser waren sehr ärmlich und spärlich ausgestattet. Oft waren es nur einfache Holzhäuser mit denkbar schlechter Isolierung. Zudem waren die Häuser viel kleiner gehalten als heutzutage und sie waren nur mit dem Nötigsten ausgestattet.

¹⁷ vgl. Karner Stefan (1986). *Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945*. Graz: Leykam. S.219

¹⁸ vgl. Interview: Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes

¹⁹ vgl. ebda

²⁰ vgl. Größ 1989: 95

Meine Oma wohnte zwar in einem Ziegelhaus, doch trotzdem war die Isolierung sehr schlecht. Da das Haus keinen Keller besaß und direkt auf der Erde, also ohne festen Untergrund erbaut wurde, hatte die Familie auch oft Probleme mit der aufkommenden Feuchtigkeit und der daraus resultierenden Kälte. Das Haus verfügte über zwei Schlafzimmer, eine Küche und eine kleine Speisekammer. Geheizt wurde lediglich mit kleinen Buttenöfen (Kaminöfen), wovon einer in der Küche stand und ein weiterer im größeren Schlafzimmer. In den anderen Zimmern gab es somit keine Heizung. Um sich im Winter trotzdem auch in den unbeheizten Zimmern warm zu halten, behalf man sich, indem man einfach einen größeren Stein erhitzte und diesen ins Bett zu seinen Füßen legte. Da es auch keine Stromversorgung gab, verwendete man Petroleumlampen.²¹

Zur damaligen Zeit war es auch nicht üblich, ein Badezimmer zu haben, da es keine Wasserleitungen im Ort gab. Statt in Duschen oder Badewannen wusch man sich einfach so gut wie es ging mit einer eigenen Waschschüssel in der Küche. Ebenso gab es keine Toiletten mit Wasserspülung, sondern nur sehr einfache „Plumpsklos“ (Trockentoiletten).²²

Auch die Einrichtung des Hauses war nur auf das Nötigste reduziert und sehr einfach. In der Küche gab es lediglich ein paar kleine Schränke für das Geschirr und einen gesetzten Herd aus Blech mit einer Kochstelle und Wasserschiff sowie einem Rohr zum Backen. Beheizt wurde der Herd mit Holz. Einen Kühlschrank oder eine Gefriertruhe besaß die Familie damals nicht. Die Lebensmittel wurden einfach in der Speisekammer gelagert. Die Schlafzimmer waren jeweils mit zwei Betten ausgestattet. Es gab jedoch keine herkömmlichen Matratzen, wie wir sie heute kennen. Als Ersatz nahm man damals einfach mit Maisstroh gefüllte Pölster, die man auf die Bretter des Bettes legte und noch abschließend ein Leintuch darüber spannte. Die Decken und Pölster waren befüllt mit eigenen Hühnerfedern, von denen man zuvor die Stiele entfernt hatte und nur die weichen Federn als Innenfutter verwendete.²³

²¹ vgl. Interview: Kapitel 2; Unterkünfte und Wohnsituation

²² vgl. ebda

²³ vgl. Interview: Kapitel 2; Unterkünfte und Wohnsituation

Aufgrund der räumlichen Enge mangelte es auch sehr an Privatsphäre. Im Interview schilderte meine Oma:

„Die ganze Familie war immer zusammen. Da hatte nicht jeder ein eigenes Zimmer und konnte sich zurückziehen. Als Kind habe ich sowieso immer im Bett zwischen meinen Großeltern geschlafen.“²⁴

Auch im Buch von Ulf Preuss-Lausitz beschreibt der Autor die räumliche Situation wie folgt:

„Man wohnte zu mehreren Personen in 1 bis 2 Zimmern, niemand hatte ein Kinderzimmer, und viele hatten nicht einmal ein eigenes Bett... Oft wohnten andere Verwandte in der Wohnung.“²⁵

2.3 Freizeit

Die Freizeitgestaltung der Kinder sah zur Zeit des Zweiten Weltkrieges total anders aus als unsere heutige. Die Kinder der damaligen Zeit mussten nämlich sehr viel arbeiten und wurden von ihren Eltern in der Hausarbeit voll eingeteilt. Die wenige Freizeit, welche ihnen dann noch überblieb, verbrachten die Kinder, solange es ging, draußen. Sie nutzten oft verlassene Gebäude als Spielplätze und entzogen sich dort der elterlichen Kontrolle.

„Es war ein herrliches Gebiet, wo man sich verstecken konnte, wo man Indianer spielen konnte... wo man sich aus den Trümmern wieder sein eigenes Reich aufbauen konnte.“²⁶

Spielzeug gab es zur damaligen Zeit auch äußerst selten. Man musste sich mit dem zufrieden geben, was die Natur hergab, oder ansonsten musste man eigens etwas anfertigen, wie beispielsweise Angeln basteln, Drachen bauen oder Pfeile

²⁴Müller Maria-Anna, Interview Kapitel 2; Unterkünfte und Wohnsituation

²⁵ Preuss-Lausitz Ulf (1995). *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder- Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S. 35

²⁶ Preuss-Lausitz 1995: 34

schnitzen. Wenn die Kinder Glück hatten, baute der Großvater ihnen zum Beispiel einen Puppenwagen, was aber mit viel Arbeit und Können verbunden war. Auch meine Oma besaß kein richtiges Spielzeug, aber ihr Onkel schenkte ihr im Winter beispielsweise einen handgefertigten Schlitten und der Großvater baute ihr eine Schaukel für den Sommer.²⁷

Die Eltern kümmerten sich kaum darum, mit ihren Kindern Spiele zu spielen. Als oberste Priorität galt es, die Kinder satt zu bekommen. Auch an Urlaube war zu dieser Zeit nicht zu denken. Man besuchte höchstens Verwandte in der Nähe.²⁸

Dieses im Buch von Preuss-Lausitz beschriebene Muster konnte ich auch den Erzählungen im Interview mit meiner Oma entnehmen. Zur damaligen Zeit hatten die Kinder kaum Freizeit und eine der wenigen Beschäftigungen mit den Eltern, abgesehen vom Arbeiten, waren die sonntäglichen Kirchgänge. Für Freunde blieb sehr wenig Zeit, wenn dann spielte man mit den Nachbarskindern. Ein typisches Spiel, an das sich meine Oma erinnerte, war das sogenannte „Milchabrahmen“. Dabei imitierten die Kinder das echte Entrahmen der Milch, indem sie in alte Töpfe Wasser einfüllten, welches dann wie beim echten Entrahmen aus den Löchern, die im Topf waren, herausfloss. Die Kinder taten dabei so, als wäre das Wasser echte Milch. Weiters spielten sie auch gerne Verstecken oder Abfangen. Ein Spiel an welches sie sich jedoch besonders gut erinnern konnte, war das von ihnen selbstgenannte Spiel „Boamhupfn“. Die Eltern der Nachbarskinder besaßen nämlich eine Vorratskammer, in der sie ihr Stroh gelagert hatten. Dieser Raum stellte ein gutes unbeobachtetes Spielareal für die Kinder dar und so nutzten sie dieses, indem sie dort immer wieder auf einen Vorsprung kletterten und von diesem aus hinunter in das Stroh sprangen.²⁹

Technische Geräte, wie wir sie heute kennen, waren in der damaligen Zeit nicht vorhanden. Die Familie besaß während der Kriegszeit nicht einmal ein Radio. Erst

²⁷ vgl. Interview Kapitel 2; Freizeit

²⁸ vgl. Preuss-Lausitz 1995: 35

²⁹ vgl. Interview Kapitel 2; Freizeit

nach dem Krieg, als die Infrastruktur verbessert und alle Häuser mit Strom versorgt wurden, kaufte sich die Familie ein Radio.³⁰

³⁰ vgl. Interview Kapitel 2; Freizeit

3 Wirtschaftliche Situation und Alltagsleben

3.1 Ernährung und Lebensmittelversorgung

Als eine der obersten Prioritäten während der Kriegszeit galt es, seine Familie zu ernähren. An Lebensmittelgeschäfte und mehrmalige wöchentliche Einkäufe, wie es in der heutigen Gesellschaft üblich ist, war zur Zeit des Zweiten Weltkrieges jedoch nicht zu denken: Die Lebensmittelversorgung der Familien wurde fast ausschließlich mit eigenen Landwirtschaften und Nutzgärten gesichert.

Zu Beginn des Krieges im Jahre 1939 gab es in der Steiermark 296.157 Haushalte, wovon ein Drittel eine Landwirtschaft betrieb und Kleinflächen unter 0,5 Hektar hatte. Zu dieser Zeit gab es auch ein klares Grundmuster der bäuerlichen Betriebe: In der Obersteiermark gab es überwiegend landwirtschaftlich großflächige Betriebe, in der Ost- und Südsteiermark hingegen überwiegend kleinbäuerliche Betriebe.³¹

Auch die Familie meiner Großmutter betrieb eine kleine Landwirtschaft mit drei Kühen und einem Kalb und sieben bis acht Schweinen mit Ferkeln. Ebenfalls besaßen sie landwirtschaftliche Nutzflächen wie kleine Äcker, einen Gemüsegarten und Obstbäume, wodurch die Familie ihre Ernährung sichern konnte. Auf den Äckern wurde beispielsweise Futtergetreide für die Tiere angebaut oder auch Kartoffeln. In den Nutzgärten am Hof wurden auch noch andere Gemüsesorten angebaut wie Kraut, Salat, Rettich, Bohnen oder Rüben und durch die Obstbäume war die Familie auch mit Äpfeln oder Zwetschken versorgt. Auch die Tiere waren immens wichtig für die Versorgung, denn aus ihnen konnte man viele verschiedene Lebensmittel gewinnen und erzeugen. Kühe und Schweine wurden dafür am eigenen Hof der Familien geschlachtet und das Fleisch wurde danach zu verschiedenen länger haltbaren Lebensmitteln wie Gammeln, Selchwürsten oder Presswurst weiterverarbeitet. Die Kühe lieferten zudem auch täglich frische Milch. Man versuchte so gut wie alles selbst herzustellen. Gekauft wurden nur wenige Sachen, wie Gewürze, Salz, Pfeffer oder Zucker, die man nicht selber produzieren konnte. Um etwas Geld zu verdienen,

³¹ vgl. Karner Stefan (1986). *Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945*. Graz: Leykam. S.271

verkauften die Eltern meiner Großmutter Ferkel oder Kälber an größere Bauern, sofern sie diese nicht selbst benötigten.³²

Im Laufe der Kriegsjahre veränderte sich die Versorgungslage des gesamten Landes. Nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland 1938, gab es eine verstärkte Landflucht, was über die ganzen Kriegsjahre hinweg Arbeitermangel bei den landwirtschaftlichen Betrieben verursachte.³³ Ebenso traten durch den Anschluss neue Gesetze wie das „Reichsnährstandsgesetz“ in Kraft. Dieses galt für alle, die Ernährungsaufgaben zu erfüllen hatten, also vom Bauern bis zum Händler. Die Aufgabe bestand darin im Folgenden:

„Seine Angehörigen in Verantwortung für Volk und Reich zu einer lebenskräftigen Stütze für den Aufbau, die Erhaltung und die Kräftigung des deutschen Volkes zusammenzuschließen.“³⁴

Bis Kriegsende nahmen die Versorgungsprobleme des Landes immer mehr zu. Es gab abnehmende Ernteerträge, trotz gleichbleibender Viehzahl, die landwirtschaftlich genutzte Fläche an Äckern nahm ab, was zu Engpässen bei der Erzeugung von Futtergetreide (Gerste) führte, und im Jahr 1944 mussten Schweine bereits untergewichtig geschlachtet oder verkauft werden.³⁵ Ebenso gab es einen starken Rückgang an Feldfrüchten auf Grund eines drastischen Rückganges der Hektarerträge, das man an folgendem Beispiel veranschaulichen kann: Im Jahr 1937 standen noch 34 Tonnen Körnermais zur Verfügung, im Jahre 1944 hingegen nur noch 19 Tonnen.³⁶ Gründe dieses landwirtschaftlichen Rückganges waren schlechte Witterungen, Pflanzenschädlinge, der Mangel an Kunstdünger, Arbeitskräften und an Futter. Bei der Milchproduktion gab es dadurch drastische Rückgänge, aber auch bei den Eiern von Legehennen. 1938 wies die Eierproduktion noch zirka 1.261.000 Stück auf, wohingegen es 1944 nur noch zirka 755.000 Stück waren.³⁷ Ebenso gab es einen deutlichen Rückgang an

³² vgl. Interview Kapitel 3; Ernährung und Lebensmittelversorgung

³³ vgl. Karner 1986: 276

³⁴ Karner 1986: 278

³⁵ vgl. ebda 285

³⁶ vgl. ebda 286

³⁷ vgl. ebda 287

Schlachtungen, da man die Tiere als Zugtiere für die Feldarbeit benötigte.³⁸ 1944/45 war die Steiermark nicht mehr fähig, das Land eigenständig mit den Grundnahrungsmitteln zu versorgen. Deshalb gab es eine Zufuhr von 90.000 Tonnen Brotgetreide, 60.000 Tonnen Speisekartoffeln, Zucker, Margarine, Butter, Schmalz und Käse aus ost-deutschen Staaten. Um die Ernährung der Bevölkerung in diesen Jahren zu sichern, führte man in der Steiermark ebenso neue Reformen ein: Gerste wurde zu Brotgetreide erklärt, Mais wurde eine Alternative für Brotgetreide, der Kartoffelanbau wurde erweitert und Vollmilch gab es nur noch für Kinder. Erschwerend kam im Frühjahr 1945 noch dazu, dass sowjetische Truppen immer näher rückten. Dies hatte weitere verheerende Folgen für die Landwirtschaft. Aus Angst von fremden Soldaten entdeckt zu werden, musste Licht vermieden werden, was bedeutete, dass nachts Feuer strengstens verboten und lebensgefährlich waren, da sie jede Aufmerksamkeit der fremden Truppen auf sich lenken konnten. Ebenso veränderten sich die Arbeitszeiten, denn die Tiefflugangriffe der USA und Großbritanniens stellten ein hohes Risiko für die Feldarbeit dar. Dadurch waren die Bauern gezwungen, diese Arbeit nachts bei Mondschein zu verrichten, damit sie von den Angreifern nicht entdeckt werden konnten.³⁹ Trotz größter Schwierigkeiten konnte jedoch bis Kriegsende in der Steiermark immer eine Minimalversorgung an Lebensmitteln aufrechterhalten werden.⁴⁰

Auch meine Großmutter bekam diese Auswirkungen der Versorgungslage gegen Kriegsende, trotz ihres jungen Alters, zu spüren. Durch die aufkommende Bedrohung der russischen Front, begannen die Familien im Ort, aus Angst vor Raubzügen der russischen Soldaten, Lebensmittel und wichtige Wertgegenstände zu verstecken. Die Familie meiner Oma nutzte dafür einen kleinen Raum, in welchem sie Ziegelsteine lagerten. Sie schichteten die Ziegelsteine zu einer Wand und bunkerten dahinter verschiedenste Lebensmittel wie beispielsweise Würste oder Gammeln, auf die sie im Notfall zurückgreifen konnten.⁴¹

³⁸ vgl. Karner 1986: 288

³⁹ vgl. ebda 290

⁴⁰ vgl. ebda 291

⁴¹ vgl. Interview Kapitel 3; Ernährung und Lebensmittelversorgung

3.1.1 Stellenwert von Lebensmitteln

Im Buch von Preuss-Lausitz Ulf beschreibt der Autor, dass bei den interviewten Personen viele Erinnerungen aus dem Krieg mit Essen assoziiert werden, da die Sicherung von Nahrung immer einen sehr hohen Stellenwert hatte. Die Befragten gaben zwar an, niemals gehungert zu haben, doch trotzdem herrschte zur damaligen Zeit immer Nahrungsmittelknappheit, wodurch man Essen immer als etwas Besonderes ansah.⁴²

Zu dieser Zeit hatten die Menschen auch einen ganz anderen Bezug zum Essen, denn für die einfache Bevölkerung war Essen kein Genussmittel, so wie es in unserer heutigen Gesellschaft angesehen wird, sondern es galt nur das Prinzip des Überlebens. Hinzu kam auch noch, dass es eine viel geringere Auswahl an Lebensmitteln gab, als es in unserer heutigen Gesellschaft der Fall ist. Die Menschen mussten mit dem Wenigen auskommen, das sie hatten und in den meisten Fällen auch nur mit dem, was sie selbst produzieren konnten. Dadurch waren die Gerichte auch sehr einfach gehalten, mit dem Zweck, ausreichend zu sättigen.

Damals typische Gerichte, die mir meine Oma im Interview nannte, waren beispielsweise Kraut, welches sie auf unterschiedlichste Arten zubereiteten, oder Kürbis, auch Bohnenschoten mit Bröseln oder als Salat, Rote Rüben, Gurkensalat, Sterz, Pilze, Schwammerlsuppe, Strudel oder Schmarrn. Ein sehr wichtiges Nahrungsmittel stellte die Kartoffel dar. Aus ihr konnte man die verschiedensten Gerichte zubereiten, wie beispielsweise Bröselnudeln, Zwetschenknödel, Bratkartoffeln, Röstkartoffeln oder Kartoffelnudeln.⁴³

Gehungert hat man also nicht, aber es lässt sich sofort erkennen, dass die Gerichte eines gemeinsam hatten: Sie beinhalteten kein Fleisch. Fleisch hatte zur damaligen Zeit nämlich einen ganz besonderen Stellenwert. Man musste sehr sparsam damit umgehen, denn an Supermärkte mit langen Fleischthecken, wie sie uns heute bekannt sind, war nicht zu denken. Die Fleischproduktion wurde von

⁴² vgl. Preuss-Lausitz 1995: 33

⁴³ vgl. Interview Kapitel 3; Ernährung und Lebensmittelversorgung

den Familien selbst in die Hand genommen. Schlachtungen fanden größtenteils nur im Winter statt, da die Kälte eine natürliche Kühlfunktion darstellte und es zu dieser Zeit keine Kühlschränke oder Gefriertruhen gab, in denen man das Fleisch aufbewahren konnte. Frisches Fleisch gab es aus diesem Grund nur sehr selten zu essen. Der Großteil musste nämlich durch den Mangel an Lagermöglichkeiten schnell weiter verarbeitet werden, zum Beispiel zu Selchwürsten oder Bratwürsten. Doch auch die weiterverarbeiteten Produkte musste die Familie länger haltbar machen. Dazu gaben sie die Würste in Kübel und übergossen das Fleisch danach mit Fett. Gelagert wurden die fertigen Würste in Speisekammern. Aufgrund des großen Aufwands von der Schlachtung bis hin zum fertigen Produkt, entwickelte sich der hohe Stellenwert des Fleisches im Leben der Menschen. Im Interview bezeichnete meine Oma Fleisch als Sonntagsessen und erinnerte sich, dass beispielsweise ein einfaches Brathendl für ihre Familie etwas Besonderes und Seltenes war, das es lediglich zu wichtigen Anlässen gab.⁴⁴

3.2 Arbeit als Alltag

Die Arbeit nahm im Leben der Menschen eine sehr wichtige Rolle ein, und so war sie ein großer Bestandteil ihres Alltags. Viele Faktoren, wie die Lebensmittelversorgung, die Versorgung der Tiere oder die Erhaltung des eigenen Hauses, waren verbunden mit jeder Menge harter Arbeit. Zur damaligen Zeit war es auch üblich, dass die ganze Familie in den Arbeitsbereichen integriert wurde und auch die Kinder ohne zu jammern am Hof mithelfen mussten. Dies galt für alle jedoch als Selbstverständlichkeit, denn nur so konnte man sich seine Existenz sichern.

3.2.1 Landwirtschaft

Die Hauptaufgaben der Landwirtschaft konnte man in drei verschiedene Kategorien teilen: Pflege und Versorgung der Tiere, Feld- und Waldarbeit sowie Obst- und Gemüseanbau. Alle drei Bereiche forderten einen enormen Arbeitsaufwand, der großteils händisch, ohne Hilfe von Maschinen durchgeführt

⁴⁴ vgl. Interview Kapitel 3; Ernährung und Lebensmittelversorgung

werden musste. Dadurch hatte jede Arbeit auch einen großen Zeit- und Kraftaufwand zur Folge.

Im Stall bestanden die alltäglichen Aufgaben aus dem Füttern der Tiere, dem Ausmisten des Stalles und dem Melken der Kühe. Die Tiere benötigten eine Rundumpfleger, und so mussten sie auch mindestens zweimal pro Tag, jeweils morgens und abends, gefüttert werden. Mit einfachen Mistgabeln wurde der Stall gereinigt, die Kühe wurden per Hand gemolken und das Futter musste man kübelweise zum Stall tragen.⁴⁵

„Die Betreuung des Viehs erfolgte in zyklischem Rhythmus (Füttern, Melken, Erneuerung der Streu) und ohne Unterschied zwischen Wochentag und Sonntag.“⁴⁶

Eine der körperlich anstrengendsten Arbeiten war die Feldarbeit, denn zu dieser Zeit gab es kaum maschinelle Hilfsmittel wie Traktoren, Mähdrescher oder Saatmaschinen. Im Buch von Stefan Karner wird zudem die Situation der Mechanisierung besonders in der Ost- und Südsteiermark als sehr

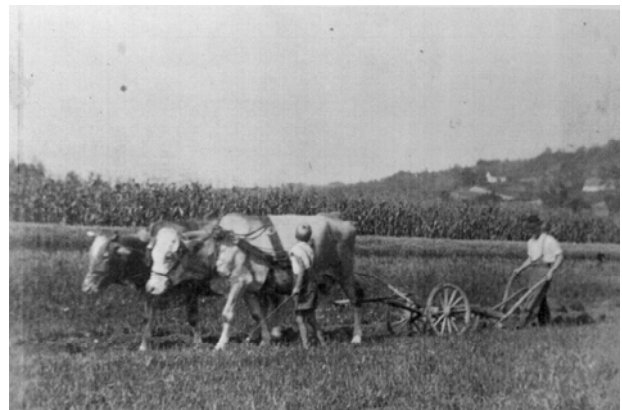


Abbildung 5: Pflügen

schlecht ausgeprägt beschrieben. Traktoren und Geräte mit Elektro- und Benzinmotoren konnten sich nur mittelgroße und große Bauern leisten. Kleinbetrieben, wie sie in der Ost- und Südsteiermark üblich waren, waren diese Verbesserungen und Modernisierungen weitgehend unbekannt. Beispielsweise besaß nur jeder hundertste Kleinbetrieb landwirtschaftliche Geräte mit Benzin- beziehungsweise Elektromotoren. Erleichterungen wie mechanische Saatmaschinen, Düngerstreuer, Heuwender, Mähmaschinen oder

⁴⁵ vgl. Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

⁴⁶ Sieder Reinhard (1987). *Sozialgeschichte der Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. S.23

Kartoffelerntemaschinen konnten sich die Familien der kleinen Betriebe niemals leisten.⁴⁷

Für die Ernte von Feldfrüchten mussten die Äcker immer wieder mit einem Pflug, der von den Kühen über das Feld gezogen wurde, neu umgebaut werden. Hinter diesem wurden dann verschiedene Samen für Kartoffeln, Mais oder Getreide von den Arbeitern ausgesät und



Abbildung 6: Kartoffelernte

vergraben. Außerdem musste man händisch das Unkraut beseitigen, damit die Pflanzen gut wachsen konnten. Der Pflug wurde auch häufig im Herbst zur Kartoffelernte genutzt. Meine Oma musste schon als kleines Kind bei dieser Ernte immer mithelfen, indem sie dem Pflug hinterherging und die Kartoffeln vom Feld einsammelte und in Kübel gab. Allerdings war dies für meine Oma eine sehr schwere Arbeit, denn mit der Zeit entstanden durch die dauernd gebeugte Haltung starke Rückenschmerzen.⁴⁸

Eine weitere sehr harte Arbeit, von der mir meine Oma im Interview berichtete, war die Heuarbeit, die sie bei ihren Verwandten und ihrer Mutter beobachten konnte. Diese musste zweimal pro Jahr erledigt werden, um das Futter für die Tiere zu sichern. Die



Abbildung 7: Heuarbeit

Grasfelder wurden dazu per Hand mit einer Sense gemäht, danach mit Rechen zusammengehäuft und in der Sonne getrocknet. Insgesamt dauerte diese Arbeit

⁴⁷ vgl. Karner 1986: 273

⁴⁸ vgl. Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

drei Tage lang, und man konnte nur bei schönem Wetter arbeiten, da das Gras in der Sonne trocknen musste. Händisch wurde danach das Heu auf einfache Leiterwägen gegeben und am Hof auf den Heuböden gelagert. Die Arbeit beschrieb meine Oma als sehr anstrengend, da es in der Sonne am Feld sehr heiß, staubig und trocken war.⁴⁹

Auch im eigenen Garten gab es jede Menge zu tun. Im Gemüsegarten musste meine Oma nach dem Umstechen der Erde die Samen der verschiedenen Gemüsesorten einpflanzen. Dabei musste die Familie darauf achten, dass sie das Gemüse so ansetzte, dass sie je nach Bedarf ernten konnte und immer genügend Gemüse zum Kochen zur Verfügung hatte. Im Herbst musste die Familie auch täglich die Äpfel ihrer Bäume einsammeln.⁵⁰

3.2.2 Hausarbeit

Neben den landwirtschaftlichen Arbeiten gab es natürlich auch Hausarbeiten. Auch bei diesen Aufgaben half meine Oma bereits im Kindesalter mithelfen. An jedem Wochenende half sie meiner Uroma dabei, den Boden aufzuwischen und die Fenster zu putzen. Der hölzerne Boden musste allerdings per Hand gesäubert werden. Dazu nahm man einen Eimer voller Wasser, gemischt mit etwas Seife und eine hölzerne Bürste, an der dicke Borsten befestigt waren. So wurde der Boden zuerst mit dem Wasser befeuchtet und danach mit den Bürsten gereinigt. Dies war jedoch nicht so einfach, denn der alte, hölzerne Boden war sehr spröde und hatte viele Einkerbungen, da er nicht beschichtet war.

Auch die Wäsche musste wöchentlich gewaschen werden, was allerdings sehr mühevoll war. Zuerst schöpfte man Wasser aus dem eigenen Brunnen ab und erwärmte es etwas am Ofen. Danach holte man sich ein Waschbrett, welches aus einem Holzrahmen, in welchen man ein gewelltes Blech einsetzte, selbst hergestellt wurde. Man verwendete auch selbstgemachte Seife, mit der man dann die Wäsche händisch säubern konnte. Die Seife war sehr einfach herzustellen und bestand aus Soda, Tierfett und einer Lauge aus Holzasche. Diese Zutaten wurden

⁴⁹ vgl. Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

⁵⁰ vgl. ebda

dann in einem Topf erhitzt, geschmolzen und schließlich in eine Form gegeben und ausgekühlt.

Jeden Tag musste meine Oma auch beim Kochen helfen, indem sie Gemüse aus dem Garten holte, Salat wusch oder den Tisch deckte. Meine Urgroßmutter kochte nämlich für mehrere Leute, da ja auch die Familie Zach im Hause wohnte und so konnte sie die Hilfe ihrer Tochter immer gut gebrauchen. Nach dem Essen musste die Küche wieder aufgeräumt werden und so half meine Oma auch beim Abwaschen des Geschirrs und beim Reinigen der Arbeitsfläche.⁵¹

3.3 Rollen- und Arbeitsaufgabenverteilung

Bäuerliche Wirtschaftsbetriebe waren charakterisiert durch die Einheit von Produktion, Konsumtion (Verbrauch von Wirtschaftsgütern) und Familienleben. Diese Art von Wirtschaft benötigte, wie fast keine andere, eine auf die Geschlechter von Mann, Frau und Kindern, aufgeteilte Arbeitsorganisation.⁵²

Generell galt, dass Männer jene Arbeiten verrichteten, die keine Hausarbeiten beinhalteten, mit größerem Verletzungsrisiko verbunden waren und größere körperliche Kraft erforderten. Die Arbeitsbereiche waren dadurch primär der Acker, die Wiese und der Wald. Die Bereiche der Frau waren dahingegen vorwiegend die Küche sowie die Produktion von Lebensmitteln. Die Frau erledigte Arbeiten wie das Brotbacken, das Verarbeiten von Milch zu Käse oder Butter und auch die Konservierung von Fleisch, Obst und Kraut. Auch um das Jungvieh, die anderen Tiere am Hof sowie die Milchproduktion und den Garten kümmerte sie sich.⁵³ Jedoch halfen die Frauen auch bei der Feldarbeit, indem sie das Unkraut jäteten, das Grünfutter mähten und bei der Heuarbeit das Heu zusammenrechten. Insgesamt konnte ausgesagt werden, dass Frauen eher bei Männerarbeiten mithalfen, als Männer bei Frauenarbeiten und dass die Arbeitsbereiche der Frau

⁵¹ vgl. Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

⁵² vgl. Sieder 1987: 17

⁵³ vgl. ebda 29

zusätzlich einen Zusammenhang mit Schwangerschaft und Kindesbetreuung hatten.⁵⁴

Günter Wiegelmann fasste die geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung in fünf Tendenzaussagen zusammen:

1. *„Je größer die Bedeutung der Arbeit war, desto eher wurde sie von Männern verrichtet. Je enger eine mit Hausarbeit verbunden war, desto eher wurde sie von den Frauen ausgeführt.“*
2. *„Je komplizierter die Arbeitsgeräte bei einer Arbeit waren, desto mehr galt es als Männerarbeit.“*
3. *„Je mehr Kraftaufwand man benötigte, desto eher verrichteten diese Arbeit Männer.“*
4. *„Je feiner die Arbeit und je mehr Fingerfertigkeit sie benötigte, desto eher wurde sie von Frauen erledigt.“*
5. *„Je größer der Betrieb und je mehr Arbeitskräfte es gab, desto eher verrichteten die Männer den Großteil aller Arbeiten.“⁵⁵*

Die Kinder wurden ebenfalls geschlechterspezifisch und ihrem Alter entsprechend in verschiedene Arbeitsbereiche miteinbezogen. Die Buben waren dabei vor allem an Außenarbeiten beteiligt, während die Mädchen in die Hausarbeit miteingebunden wurden. Nur während der Erntezeit gab es fließende Grenzen.⁵⁶

Im Interview schilderte meine Oma die gleichen Verhältnisse. Es war eine Selbstverständlichkeit, dass der Vater die schwereren Arbeiten, wie Grassensen oder Holzarbeiten, leisten musste. Für das Haus war grundsätzlich die Mutter zuständig. Dadurch, dass der Vater meiner Großmutter jedoch im Krieg war, musste der zurückgebliebene Familienteil, der überwiegend aus Frauen bestand, auch die typischen Aufgaben des Vaters übernehmen. Die Familie hatte keine

⁵⁴ vgl. Sieder 1987: 31

⁵⁵ Sieder 1987: 31,32

⁵⁶ vgl. Preuss-Lausitz 1995: 143

andere Wahl, als sich selbst um diese Aufgaben zu kümmern, da sie sonst nicht überlebt hätten.⁵⁷

Die Kinder mussten sobald sie alt genug waren, bei den anfallenden Arbeiten mithelfen. Je kleiner die Wirtschaft war, desto mehr Arbeit gab es, da es viel weniger Arbeitskräfte und technische Hilfsmittel gab als bei den Großbetrieben.⁵⁸ Für meine Oma galt die Arbeit immer als Selbstverständlichkeit und so schilderte sie im Interview:

„Die Arbeit war für mich immer selbstverständlich. Ganz ohne zu jammern habe ich alles erledigt und habe eigentlich immer gerne gearbeitet.“⁵⁹

Im Buch von Preuss-Lausitz beschreibt der Autor, dass Arbeit und Spiel nie eindeutig getrennt waren. Die Arbeit, die die Kinder verrichten mussten, hatte keinen pädagogischen Nutzen, sondern es musste einfach jeder mithelfen.⁶⁰

⁵⁷ vgl. Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

⁵⁸ vgl. ebda

⁵⁹ Müller Maria-Anna: Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

⁶⁰ vgl. Preuss-Lausitz 1995: 34

4 Kontakt durch die Feldpost

„Schreiben, nichts als schreiben, dies ist das einzige Mögliche, um mich wenigstens nach dieser Seite hin eines Teiles meines Kummers zu entledigen.“⁶¹

Dies waren die Gedanken des in Russland gefallenen Unteroffiziers Kurt Minkowitsch, die Buchmann in seinem Buch zum Kapitel Feldpost beschreibt. Durch die oft jahrelange Trennung der Soldaten von der Familie, sorgte der regelmäßige Briefwechsel für eine emotionale Stabilisierung. Da die Feldpost zu dieser Zeit auch als einziges Kommunikationsmittel diente, bedeutete sie zugleich auch immer ein Lebenszeichen der Soldaten für die Familie in der Heimat.⁶² Die Feldpost entwickelte sich so zu einer starken seelischen Stütze sowohl für die Soldaten, als auch für die Familien und ermöglichte es, Verbindungen und Beziehungen einigermaßen aufrecht zu erhalten.

4.1 System

Die Feldpost stellte den regelmäßigen Briefkontakt zwischen den Soldaten an der Front und der Familie in der Heimat dar.⁶³ Sie besaß ein sehr ausgeprägtes Netz, durch welches vom Nordkap bis zum Kaukasus, über die Pyrenäen bis nach Nordafrika während des Zweiten Weltkrieges geschätzte 40 Milliarden Briefe versandt wurden. Verantwortlich für diese Arbeit waren 12.000 Bedienstete der deutschen Wehrmacht, die den Briefverkehr über Feldpostämter regelten.⁶⁴ So wie das Heer, war auch die Feldpost hierarchisch geordnet. Heer, Marine und Luftwaffe hatten jeweils ihre eigenen Systeme.⁶⁵ Der Transport erfolgte mittels der deutschen Reichspost und der heereigenen Dienststellen. Die Briefe kamen regelmäßig und im Normalfall zwei bis drei Wochen nach Versendung an.⁶⁶

⁶¹ Buchmann Bertrand Michael (2009). *Österreicher in der deutschen Wehrmacht. Soldatenalltag im Zweiten Weltkrieg*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag. S.152

⁶² vgl. Posch Roland (2013). *Bauernopfer-Bauerntäter. Feldpostbriefe eines steirischen Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg*. Dissertation, Karl-Franzens-Universität Graz. S.21

⁶³ vgl. Buchmann 2009: 150

⁶⁴ vgl. Posch 2013: 19

⁶⁵ vgl. Buchmann 2009: 150

⁶⁶ vgl. ebda 152

Ausnahmen bildeten meistens kriegsbedingte Unterbrechungen wie Großangriffe, bei denen Postsperren verhängt wurden. Man erhielt das Feldpostwesen jedoch bis Kriegsende erfolgreich aufrecht⁶⁷, da eine funktionierende Post ein großes Anliegen des deutschen Reiches war, um die Stimmung bei den Menschen an der Front und in der Heimat zu bewahren.⁶⁸

4.2 Zensur

Durch die hohe Anzahl von mehreren Milliarden Briefen, war die Zensur der Feldpostbriefe nur stichprobenartig möglich. Die Militärbehörde setzte daher auf die innere Zensur der Soldaten, also auf ihre eigene Kontrolle über das Geschriebene. Dennoch gab es eigene Feldpostprüfstellen, in denen ausgewählte Briefe genau kontrolliert wurden. Dabei wurde beispielsweise auch mit chemischen Methoden überprüft, ob etwas mit Geheimtinte geschrieben war. Den Soldaten war es verboten, in den Briefen Angaben zu Feindpropaganda zu machen, Fotos, Ansichtskarten oder unerlaubte Abbildungen zu schicken oder über kritische Äußerungen und Taten der Wehrmacht und Regierung zu schreiben.⁶⁹ Bereits 1936 wurde für die Feldpost ein strenges System entwickelt, sodass gegnerische Truppen bei einem Brieffund keine Rückschlüsse auf die Truppenzusammensetzungen der deutschen Wehrmacht schließen konnten. Dafür durften Soldaten auch keine Angaben zu Adressen und Anschriften in ihren Briefen machen. Stattdessen bekam jeder Soldat eine eigene, willkürlich zugeteilte, fünf-stellige Postnummer.⁷⁰

⁶⁷ vgl. Buchmann 2009: 154

⁶⁸ vgl. Posch 2013: 20

⁶⁹ vgl. ebda 19

⁷⁰ vgl. ebda 20

4.3 Inhalt

Im Briefverkehr zwischen den Soldaten und deren Familien, schrieben die Menschen größtenteils über alltägliche Dinge, die sie normalerweise zu Hause besprechen würden. Die vielen Briefe waren Mittel um die Beziehungen zwischen den Personen aufrechtzuerhalten. Der Hauptinhalt der meisten Briefe bestand daher aus der Vergewisserung von Versandt und Erhalt der Briefe, dem Wetter, den Versuchen der Soldaten, trotz der Entfernung, das Leben der Familie zu Hause weiterhin zu steuern oder die Friedenszeit gedanklich festzuhalten.⁷¹ Informationen zu den Kriegsgeschehnissen waren weitaus unbedeutender als gewöhnliche Themen wie die alltägliche Not, das Wetter, der Gesundheitszustand, die Essensversorgung oder die Wohnsituation.⁷² Es wurde aber durchaus über fremde Menschen und über die Landschaften der Aufenthaltsorte der Soldaten geschrieben und dabei auch des Öfteren über die Zerstörung und die dort herrschende Gewalt des Krieges.⁷³

4.4 Feldpostbriefe meines Urgroßvaters

Mein Urgroßvater Johann Glauninger wurde im Jahr 1939 in den Wehrdienst einberufen und verstarb zwei Jahre später in einem Kampf an der Ostfront. Während dieser Zeit hielt er regelmäßig Kontakt zu seiner Familie mithilfe des Briefverkehrs. Beginnend mit einem Schreiben vom 13. August 1939 noch aus Graz, bis hin zu seinem letzten vom 21. Juli 1941, blieben insgesamt 35 Feldpostbriefe von ihm erhalten. Meine Urgroßmutter, und nach ihrem Tod meine Großmutter, hatte die Briefe über die vielen Jahre hinweg sorgfältig aufbewahrt. Die Briefe geben einen Einblick in die Gedanken meines Uropas während seiner Soldatenzeit und beschreiben seine Ängste, Wünsche und Hoffnungen. Gleichzeitig bestärkten sie



Abbildung 8: Johann
Glauninger

⁷¹ vgl. Posch 2013: 22

⁷² vgl. ebda 21

⁷³ vgl. ebda 24

auch meine Urgroßmutter dazu, ihre Aufgaben daheim so zur Zufriedenheit ihres Mannes zu bewältigen, um der Familie ein gesichertes Heim bis zu seiner Rückkehr bieten zu können. Diese Briefe waren aber auch die einzige Möglichkeit für meine Oma zu ihrem leiblichen Vater eine Beziehung aufbauen zu können, ohne dass sie ihn persönlich kannte.

Aus den genauen Datierungen der Briefe konnte ich ebenso seine ungefähren Aufenthaltsorte entnehmen. Vom 24. August 1940 bis 18. September 1940 war er in Frankreich stationiert. Danach wurde er vom 10. Oktober 1940 bis 20. Oktober 1940 nach Belgien verlegt, von wo es dann aber wieder ab dem 26. Februar 1941 nach Frankreich ging. Am 8. März 1941 wurde der nächste Brief aus Ostpreußen an der Ostfront versendet. Weitere Briefe bis zum 18. Juni 1941 folgten aus diesem Gebiet. Ab dem 7. April 1941 bis zum 18. Juni 1941 schrieb Johann aus einem Gebiet an der Memel. Der letzte Brief mit einer Ortsangabe wurde aus Estland am 16. Juli 1941 verschickt. Auf seinem letzten Brief befand sich keine Ortsangabe, aber aus seiner Sterbeurkunde lässt sich Ostpreußen als Aufenthaltsort entnehmen.

Die Briefe beginnen jedes Mal mit einer Grußformel an seine Frau Theresia und er bedankt sich in den ersten Zeilen immer für die bereits erhaltenen Briefe von seiner Familie. Er erkundigte sich auch stets über den Gesundheitszustand seiner Zieheltern und seinem kleinen Mädels, womit meine Oma, Maria-Anna, gemeint war. In seinen Briefen schrieb er kaum über seine eigene Situation, wenn dann nur, dass es ihm gut gehe. Er erkundigte sich viel mehr über die Situation der Familie und klagte oft darüber, dass er gerne zu Hause wäre, um ihnen bei der Arbeit zu helfen. Er bezog sich dabei auf Themen wie die Ernte, die Tiere oder die Heuarbeit und bedauerte es, dass die Familie die Arbeiten zum großen Teil ohne die Hilfe von Männern verrichten musste und dass er gerne mithelfen würde. So erkundigte er sich beispielsweise in einem Brief:

„Mich würde es sehr interessieren, wie die ganze Sommerernte ist, wie es mit den Bienen steht, habt ihr einen Honig hinausgenommen? Sind die Erdäpfel recht schön?“⁷⁴

Des Öfteren erzählte er auch vom Wetter in den verschiedenen Ortschaften, aber auch teilweise, welche Zerstörung der Krieg in diesen Ländern angerichtet hatte.

„Sind wieder nach zwei-tägiger Fahrt mit dem Fahrrad in eine ganz unheimliche Stadt gekommen, ist so zirka 60-70 Prozent der Stadt in Schutt und Asche. [...] Ihr könnt nur alle von Glück reden, dass ihr so in Ruhe und Frieden könnt dahin leben, weil wenn man so in der Weltgeschichte herum kommt, da kann man sehen, wie arm solche Leute sind, hier in diesem Kriegsgebiet.“⁷⁵

Johann ließ der Familie auch sehr oft Pakete zukommen, die beispielsweise Wolle, Geld, Gewand oder Essen beinhalteten. Er versuchte damit, so gut wie es ihm möglich war, trotz Abwesenheit für die Familie zu sorgen.

„Der Kamerad ist schon auf Urlaub gefahren, dem ich mein Paket mitgegeben habe. Hoffentlich wirst du es bald bekommen und wenn du es bekommst so gebe mir gleich Bericht darüber und schreibe mir genau, wie es angekommen ist, ob es wohl noch ganz ist und auch zweifle ich, ob die Zwetschken wohl nicht schlecht geworden sind.“⁷⁶

Oft schrieb er auch von seinem Wunsch wieder mit seiner Familie vereint zu werden und vom Wunsch des Kriegsendes.

„Wäre meine größte Freude gewesen, wenn ich wieder einmal mit dir mündlich sprechen hätte können und mein Kleingeborenes ansehen hätte können. Kannst mir glauben, dass ich in ganz unruhige Gedanken kommen muss, neu verheiratet und kann nicht neben dir leben, was mein größter Wunsch wäre.“⁷⁷

⁷⁴ Glauninger Johann, Feldpostbrief vom 18. September 1940

⁷⁵ Glauninger Johann, Feldpostbrief vom 20. Oktober 1940

⁷⁶ Glauninger Johann, Feldpostbrief vom 13. Februar 1941

⁷⁷ Glauninger Johann, Feldpostbrief vom 15. September 1940

Er suchte auch oft um Urlaub an, was ihm aber selten gewährt wurde. In einigen Briefen beschrieb er auch, wie traurig er darüber sei, sein Mädel nicht aufwachsen sehen zu können.

4.4.1 Analyse des letzten Briefes

Der letzte Brief meines Urgroßvaters wurde am 21. Juli 1941 geschrieben, sechs Tage vor seinem Tod. Anhand seiner Worte lässt sich erkennen, dass er sich zu dieser Zeit bereits in einer sehr hitzigen Kriegssituation befunden haben musste, da er untypischerweise über seinen Kriegsalltag berichtete:

„Gestern war mir wieder ein grauenhafter Tag, von frühen Morgen bis heute in der Früh immer unter schweren Feuer von allen Waffengattungen.“⁷⁸

Dennoch versuchte er seine Familie zu beruhigen und schrieb über eine Rückkehr vom Krieg und gibt ihr auch Hoffnung, dass alles gut ausgehen würde:

„Habe den Tod schon vor mir gesehen, vor lauter schweren Einschlägen, aber ich glaube, es wird nicht sein müssen.“⁷⁹

Johann erwähnte auch oft sein Mädel und bedankte sich für ein Foto von ihr, welches meine Urgroßmutter mitgesendet haben dürfte. Aus diesen Zeilen geht hervor, dass er sich wohl nichts mehr wünschen würde, als bei seiner Familie zu sein. So schrieb er:

„[...] und habe ich diesen Brief mit dem Foto von der kleinen Ridi erhalten. Ist sehr lieb darauf, hoffentlich treffen wir uns auch gesund mit meinem Mädel, dass mir meine größte Freude nach Rückkehr dieses Krieges (macht).“⁸⁰

Im Gegensatz zu den vielen anderen Briefen schilderte er auch über die Situation der ortsansässigen Menschen, deren Dörfer durch den Krieg zerstört worden

⁷⁸ Glauning Johann, Feldpostbrief vom 21. Juli 1941

⁷⁹ Glauning Johann, Feldpostbrief vom 21. Juli 1941

⁸⁰ Glauning Johann, Feldpostbrief vom 21. Juli 1941

waren. Er meinte auch, wie glücklich seine Familie darüber sein könne, in einem kriegsfreien Gebiet zu leben:

„Seit mir alle froh, dass ihr in einem so ruhigen Land seid, wo kein Durchgang eines Krieges ist. Hier gehen stark die Hälfte aller Häuser in Brand über, geht durchaus alles kaputt. Sind wohl arm die Leute auf die was es trifft. Ein so ein Krieg ist etwas Grauenhaftes zum Ansehen.“⁸¹

Mit den Worten: *„Grüße und Küsse ich dich und mein Mädel aufs herzlichste, sowie auch meine Zieheltern und alle Nachbarsleute. Dein treuer Johann.“⁸²*, schloss mein Urgroßvater seinen allerletzten Brief.

⁸¹ Glauninger Johann, Feldpostbrief vom 21.Juli 1941

⁸² Glauninger Johann, Feldpostbrief vom 21.Juli 1941

Abbildung 9: letzter Feldpostbrief vom 21. Juli 1941

am 21. VII. 1941.

Liebe Rast!!
 Vorallen Grusse ich Dir samt
 Liebelichen auf Herzlichste
 mir habe jetzt seit ein
 Tage von Dir 3 Briefe mit
 Herzlichsten Dank und Freude
 erhalten, auch habe ich
 diesen Brief mit all
 Fichte von der bei mir
 erhalten ist sehr lieb
 darauf hoffentlich treffen
 wir uns auch Gesund
 mit mein Mädel das mehr
 meine geliebte Feinde nach
 ruckeln dieses Krieges, die stehen
 was gestern vorüber waren habe
 ich nun gut und glücklich

überstanden. Hoffe auch die
 weiteren Tage werden wir
 nun wieder ein gesunden
 Tag von frischen Mägen bis
 heute in der ficht immer
 unter schweren Feuer von allen
 Waffengattungen habe den
 Tod schon immer vor mir
 gesehen von langer schwere
 einschläge, aber ich glaub
 es wird nicht müssen sein.
 Du schreibt mir in einem
 Brief warum so selten
 ein Schreiben von mir
 Liebe müsst mir schon
 so viele Entschuldigungen da
 mir jetzt sehr wenig Zeit

haben zu Schreiben ist und
 geht es sehr langsam weg
 Ich bemühe es gleich eine
 Jahr abzugeben wenn eine
 frei ist mir die einzige
 Seiten zu schreiben.
 Ich mir alle froh dass ich
 in ein so ruhiges Land
 mit wo kein Durchzug
 eines Krieges ist hier gehen
 stark die helfte von Häusern
 gehen alle in Brand über
 geht Durchwund alles kaputt
 und wohl am die Leute
 auf die was so trifft, ein
 so ein Krieg ist etwas grauen
 haftes zum ansehen.

Nun Liebe Rast habe ich
~~heute Deine Liebe in Post geschickt~~
~~so wie ich es so oft~~
 in ansehe.

Adieu Ich mein
 Schreiben in Deine in Ruhe
 Du hast mein Mädel auf
 Herzlichste Liebe und
 meine Freudent in
 alle Gedanken
 von

Dein Heim
 Long

Conclusio

Nach allem, was ich aus meiner mir zur Verfügung stehenden Literatur, sowie aus den Erzählungen meiner Großmutter erfahren konnte, komme ich zu dem Schluss, dass das Leben auf dem Lande im Zweiten Weltkrieg vorwiegend von Arbeit, Disziplin und großer Bescheidenheit geprägt war. Die Menschen hatten zur damaligen Zeit nicht viel Besitz und mussten sich mit den nötigsten Dingen zufriedengeben. Durch die Erzählungen meiner Großmutter wurde mir bewusst, wie sehr sich das damalige Leben von unserem heutigen unterscheidet und sich unsere Gesellschaft verändert hat. Ich kann mir nun auch, nach den Gesprächen mit ihr, ein Bild darüber machen, wie es für ein Kind war, in Kriegszeiten aufzuwachsen. Es war eine sehr schwierige Zeit, geprägt von harter Arbeit, Angst vor möglichen militärischen Angriffen und dem Schlimmsten, der Trennung von engen Familienmitgliedern.

Für mich ist es besonders bewundernswert, wie gut meine Oma mit dieser schwierigen Zeit und den Erlebnissen umgegangen ist und wie offen und doch positiv sie heute darüber sprechen kann.

Besonders nahegegangen ist mir das Lesen der Feldpostbriefe meines Urgroßvaters. Von seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen zu lesen, mit dem Wissen, dass er im Krieg gefallen ist, hat mich emotional sehr berührt. Kaum nachvollziehbar, wie schwer es erst für meine Urgroßmutter gewesen sein muss, jeden Tag auf einen weiteren Brief, ein Lebenszeichen von ihrem Mann zu hoffen und eines Tages keinen mehr zu bekommen. Durch die Briefe schaffte sie es jedoch bewundernswerterweise, in ihrer Tochter die Liebe zum nie gekannten gefallenen Vater zu wecken.

Es ist uns allen zu wünschen und wir müssen aktiv mit Herz und Hirn daran arbeiten, unser Wissen, Können und unsere Fähigkeiten dafür einzusetzen, dass wir in Frieden zusammen leben können.

Quellenverzeichnis

Literatur

BUCHMANN Bertrand Michael (2009). *Österreicher in der deutschen Wehrmacht. Soldatenalltag im Zweiten Weltkrieg*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.

GRÖSS Franz (1989). *St. Nikolai ob Draßling- eine Gemeinde im Grabenland*. St. Nikolai/Dr.: Agathdruck.

KARNER Stefan (1986). *Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945*. Graz: Leykam.

PREUSS-LAUSITZ Ulf (1995). *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder- Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg, 4.Auflage*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

SIEDER Reinhard (1987). *Sozialgeschichte der Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Hochschulschriften

POSCH Roland (2013). *Bauernopfer-Bauerntäter. Feldpostbriefe eines steirischen Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg*. Dissertation, Karl-Franzens-Universität Graz

Interviews

Interview: Kapitel 1; Zur Person Maria-Anna Müller, geführt am Dienstag, 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Interview: Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes, geführt am Dienstag, 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Interview: Kapitel 2; Unterkünfte und Wohnsituation, geführt am Dienstag, 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Interview: Kapitel 2; Freizeit, geführt am Dienstag, 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Interview: Kapitel 3; Ernährung und Lebensmittelversorgung, geführt am 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Interview: Kapitel 3; Arbeit als Alltag, geführt am 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Interview: Kapitel 3; Rollen- und Arbeitsaufgabenverteilung, geführt am 12.09.2017 in St. Nikolai ob Draßling

Abbildungsverzeichnis

Die verwendeten Abbildungen in dieser Arbeit stammen alle aus dem persönlichen Familienbesitz meiner Großmutter oder aus dem Gemeindearchiv von St. Nikolai ob Draßling.

Abbildung 1: Johann und Theresia Glauninger (S.6), aus Familienbesitz

Abbildung 2: Maria-Anna und ihre Mutter (S.7), aus Familienbesitz

Abbildung 3: Maria-Anna und ihr Großvater (S.7), aus Familienbesitz

Abbildung 4: Straßenbau Friedhofsstraße in St. Nikolai ob Draßling (S.10), aus Gemeindearchiv

Abbildung 5: Pflügen (S. 21), aus Gemeindearchiv

Abbildung 6: Kartoffelernte (S.22), aus Gemeindearchiv

Abbildung 7: Heuarbeit (S.23), aus Gemeindearchiv

Abbildung 8: Johann Glauninger (S. 29), aus Familienbesitz

Abbildung 9: letzter Feldpostbrief (S.34), aus Familienbesitz

Verwendete Feldpostbriefe

Feldpostbrief vom 15. September 1940

Frankfurt am 15 IX. 1940
 Vor allen die Herzlichsten Grüßen an
 Euch alle in. habe die Karte von
 meinem Vater mit bestem Dank
 erhalten. Das Gebot wieder auf
 Urlaub ist mir nur ein ganzes
 Wunder ob gehört mir ein Glück
 dazu bei uns ist ein Urlaub sehr
 schwer zu heraus kriegen, wäre
 meine größte Freude gewesen wenn
 ich wieder einmal mit Dir mündlich
 sprechen hätte können, und mein
 klein geborenes ansehen hätte
 können, kommt mir sehr glauben
 das ich in ganz einen voll
 sinnigen Gedanken kommen
 müßte sehr Verheiratet
 und kann nicht neben Dir
 Leben was mein größter Wunsch
 wäre. Ich fühle mir diesen
 ganzen Winter hier in diesen
 Kraft Straßens sehr zum Leben
 wo man mit keinen anderen

Menschen sprechen kann als wie
 mit Soldaten, wie schön wäre
 es wenn wir alle so Gemeinsam
 miteinander Leben könnten
 es würden alle Arbeiten leicht
 zu verrichten sein und wäre
 holt ein Leben, aber so
 muß man mir alles so
 mitmachen so wie es geht
 in Liebe Best wie steht es
 mit meine Zieheltern ist
 Mutter wohl immer Gesund
 und ist mit Vater schon
 besser jetzt kommt die viele
 Arbeit wieder hoffentlich ist
 mit dem Regen schon besser.
 Ist der Schüler Franz schon ein
 mal auf Urlaub gewesen er
 hat mir geschrieben das er
 auf Urlaub fahren wird sonst
 Liebe Best weiß ich nichts neues
 und hat wieder bald mal was
 hören dürfte schreibe mir sehr wohl

Hausse Herz mit's auch Einwirken
 was macht ihr dann das wird
 hätte wohl ganz verweisen wenn
 gar kein Mensch mehr zum Leben ist
 nun muß ich mein Schreiben
 schließen mit viele Herzliche
 Grüsse von und Kisse von
 Dem immer Denkenden Jo Form

 So wie sehr ich mich schon
 grüße meine Zieheltern und
 wünsche ihr eine volle Gesund-
 heit von ihren Ziehsohn
 Jo Form

Feldpostbrief vom 18. September 1940

Frankreich am 18. IX. 1940

Liebes Weib!

Vorallen die Herz liebsten Grüße u. Küsse von Deinem Mann. Habe gestern mit besten Dank u. große Freude deinen lieben Brief erhalten ist mir gut das alles so halbwegs gesund ist den die Gesundheit ist das größte Glück weil ohne Gesundheit kann man nichts unternehmen.

Und Liebe Best mit dem Ubeland ist nichts weil es ist bei uns komplette Ubelandspore, und wegen ein Zurückstellungsgefühl einwirk wird halt nichts helfen. Ihr könnt ja spazieren es wird aber schwer gehen weil bei einer Einsatzgrünz wollen keinen Menschen weg lassen vielleicht bekomme ich dann auf diesen Fall einen Ubeland und bitte schickt das Gefühl der Kompanie zu Hause ist. In die 3 Radfahrkompanie 403
Feldpostnummer 38567.

Und das Vater wieder so halbwegs Gesund ist, ist auch wieder gut aber was werden ich machen wenn alle diese Burschen einwirken müssen wird sehr langweilig werden besonders für die Arbeitskraft.

Liebe Best ist gut auch du mir die Adresse von die Dorf geschrieben hast habe ich noch nie geschrieben weil ich die K. vergessen habe.

Nun Liebe Best möchte ich mir sehr interessieren wenn du mir schreiben möchtest wie die ganze Sommerzeit ist wie es mit den Bienen steht habt ihr einen Honig hämmern genommen? Sind die Erdkämpel recht schön wird auch bald das Kinkamp schellen kommen? Mutter wird sehr zweifeln wegen die kommende Arbeit was sie arbeiten wird. Nun muss ich mein Schreiben schließen indem wir jetzt Nachmittag in einer Stadt ins Kino fahren mit recht herrliche Filme und Kisse an deine innere Fieleten von Deinem Mann Josef

Feldpostbrief vom 20. Oktober 1940:

Frankreich am 20. I. 1940.
 Liebes Weib !!!
 Vorerst Die Herzlichen Grüsse und
 Küsse von Deinen Mann, und habe
 heute Deinen 3. Brief von Dir
 erhalten wo ich Dir noch
 nicht zurück geschrieben habe
 indem ich nie Zeit gehabt Dir
 zu beantworten. Und zwar wegen
 unsere Übersiedlung wieder nach
 Frankreich. Sind wieder in Stängig
 fort mit dem Föhrer in ein
 ganz eine unheimliche Stadt
 gekommen ist so etwa 60-70
 Prozent der Stadt in Ruine und
 Anke ist wohl ein grosser
 Unterschied gegen diese 2 Reihe
 zu machen ist hier wohl
 gar nichts langweilig als wie noch
 nie.

Habe heute diesen Brief erhalten
 wo Du mir fragst ob ich von
 meine Ziehelter im Schreiben erhalten
 habe, nein bis heute noch nicht
 und wegen diesen Zettel was
 Du gefunden hast ärgere Dich
 nicht das ist schon ich brauche
 es so, weil wenn sie nicht
 schreiben können können sie
 auch nicht leben. Es ist halt
 bestimmt nicht schon wenn
 ich von zu Hause eine so eine
 Antwort nicht ankommen bei
 dieser weiter Entfernung als
 Frontsoldat, ich könnte mir
 alle für ein Glück reden das
 ich so in Ruhe in Frieden
 könnte dahin leben, weil wenn
 man so in der Weltgeschichte

herum kommt da kann man
 leben wie am solhe Leute sind
 hier in diesen Kriegsgebiet, und
 Du schreibst mir wegen ein
 Paket mit Öpfeln nachschicken
 das wäre wohl ganz nötig
 weil wenn es nur ein
 Brot kann ich mir eine kaufen
 sind ja nicht so teuer, und wegen
 Wölle für mich einen Kolover
 schicken das wäre wohl ein Glück
 wenn ich schon jetzt für mich
 etwas einkaufen könnte wo ich nicht
 weiss wo ich es benutzen kann
 und für dich ein paar Schuhe
 werde ich schon schauen das ich
 wo eine erwische es ist hier
 bestimmt wieder schwer weil
 die meisten Geschäftshäuser zusammen
 mangeln sind

Kind mit ich mein Schreiben
 schicken und es schick Dir sammt
 mein kleiner Stöckel sowie auch
 meine Ziehelter u. Deine Eltern
 Dankbousleute sowie den Mann
 Dein Mann
 Bitte Antwort

Feldpostbrief vom 13. Februar 1941

Frankreich am 13. II 1941.
 Liebes Weibi!!!
 Dein liebes Briefchen mit besten Dank
 und Freude erhalten.
 Dein liebe Best schreibt Du mir
 wegen Fincher Toni dass der viel
 zum erzählen weiss von die Mädel
 dass glaub ich, weil Du brauchst
 mir denken wie er zu Hause
 war hat ja auch alles überhauften
 getreten was mir still gekrat hat
 und dass gleiche ist es hier Draussen
 er hat auch im Kleingeld im Kuff
 hinterlassen wie mir alle seine
 Kameraden erzählen, bei ihm verkauft
 es holt die Löten er so. Ka wie
 gefällt Dir die Hose ist sie voll
 deutlich gemacht?
 Und da Kuyfa Teil hat Du deinen
 leeren Koffer übergeben war mir

Ich sehr leid dass ich Ihn nicht
 mitgeben konnte, und die Ober
 Hitz hat jetzt auch wieder glückliche
 Tage weil sie Kayetan auf Urlaub
 ist wird die paar Tage wohl gut
 ausnutzen lass sie schön grinsen.
 Jetzt ist der Kamerad schon auf
 Urlaub gefahren was ich mein
 Paket mitgeben habe hoffendest
 wirst Du es bald bekommen,
 und wenn Du es bekommst so
 gebe mir glei Bericht darüber
 und schreibe mir genau wie es
 angekommen ist ob es wohl noch
 ganz ist und auch zweifle ich
 ob die Zwettles Kadel Zwetackten
 wohl nicht schlecht geworden sind
 weil ich habe es schon so ziemlich
 lang eingebaut?

Somit Liebe Best geht es mir
 gut und bin auch gesund was
 ich auch von Euch hoffe?
 Bei uns hier ist es schon sehr kühlig
 zeitlich schon warm kein Schnee
 wenn ich so nach Hause denke
 an der vielen Arbeit muss man
 ganz krank werden, wie leicht könnte
 die ganze ganze Arbeit in gemüthlich
 mühsame gearbeitet werden, wie
 kühlig mehr es nicht wenn der Krieg
 einmal ein Ende nehmen möchte
 dann würden die meisten Kummer
 und Sorgen weg sein, denn mir
 wirklich auf diese Stunde, wenn
 wir es glücklich überstehen!
 Dem Bruder Max kann sich schon
 freuen wir alle ihm viel Glück
 dazu.

Somit weiss ich nicht mehr neues
 und Liebe Best lass oft was
 hören von zu Hause weil man
 Tage auf Tage neu ging ist wie
 es zu Hause zu seht.
 Lass Zickeln und die Deine Eltern
 und Halbbrüder sowie auch
 alle Kameraden herzlich grüssen
 besonders Dir somit dass kleine
 Mädel nochmals viele Grüsse u.
 Kisse von Deinen
 Hermann Johann
 Gute Nacht

Interview vom 12.09.2017

Interview Kapitel 1; Zur Person Maria-Anna Müller

Wie lautet dein Name, Geburtstag, Geburtsort?

Maria-Anna Müller (geboren Glauninger), geboren am 31.08. [REDACTED] in Frauenfeld. (Ort Sankt Nikolai ob Draßling)

Wie hießen deine Eltern und wann und wo wurden sie geboren?

Johann und Theresia Glauninger, geboren in Lugitsch und Frauenfeld. Der Vater im Jahr 1914 und die Mutter 1916.

Hattest du auch Geschwister?

Ja eine Halbschwester, Margareta Glauninger, geboren am 05.02. [REDACTED] in Frauenfeld.

Wie war die Beziehung zu deinen Eltern?

Die Beziehung zu meinen Eltern war gut. Mein Vater ist jedoch im 41er Jahr gefallen, aber er hat mich davor noch einmal gesehen.

Also hast du deinen Vater nie wirklich gekannt?

Nein, nur von Bildern und Erzählungen.

Hattest du auch noch andere Bezugspersonen?

Ja, meine Großeltern Maria und August Tieber und mein Lieblingsonkel Rupert Tieber. Mein Vater wuchs bei Zieheltern, der Familie Zach, auf. (Die Eltern wohnten mit dieser Familie gemeinsam in einem Haus). Ich wurde bei meiner Mutter zur Hause geboren, aber die Frau Zach konnte meiner Mama nicht das geben, was ich an Essen brauchte. Dann kam ich zu meinen Großeltern. So wuchs ich dort bis zu meinem sechsten Lebensjahr auf.

Wo war das Haus deiner Großeltern?

Das Haus von den Großeltern war vielleicht 30 m vom Haus meiner Mama entfernt, sie besuchte mich immer. Nach meinem sechsten Lebensjahr verstarb die Familie Zach und dann zog ich zurück zu meiner Mama.

Wie war nun die Beziehung zu deinem Onkel Rupert? (Genannt Bertl)

Ich war mit meinem Onkel Bertl sehr verbunden. Er mochte mich sehr, weil er hatte nämlich mit seiner Frau keine Kinder, daher war er sozusagen mein Ersatzvater. Und das war schön so.

Also hat eure Beziehung in gewissermaßen auf Gegenseitigkeit beruht?

Ja eigentlich schon, da ich damals keinen Vater hatte und er keine Kinder.

Was waren deine ersten Kindheitserinnerungen?

Der Onkel Bertl hat mir im Winter extra einen Schlitten gebaut und er hatte ein Fahrrad, auf dem ich immer mitfahren konnte. Er war nämlich ziemlich groß und ich bin immer neben ihm mitgelaufen und während dem Fahren, hob er mich rauf und setzte mich auf die Lenkstange vorne am Rad. Wir sind nicht weit gefahren, aber so konnte ich immer mit ihm mitfahren und so hatten wir unseren Spaß. Er lernte mir deshalb schon als Kind mit dem Rad zu fahren. Das war damals nicht so üblich.

Ich wartete täglich um 5 Uhr am Nachmittag, bis er von der Arbeit nach Hause kam. Das konnte ich immer schwer erwarten, weil er am Tag nicht zu Hause war. Und dann aß ich mit ihm. Also auf das konnte ich schwer verzichten.

Wie ist deine Kindheit verlaufen, beziehungsweise wie würdest du sie beschreiben?

Im Großen und Ganzen war meine Kindheit gut. Allerdings musste ich schon sehr früh arbeiten. Aber ich hatte kein Problem mit der Arbeit, ich tat es nämlich gern.

Interview Kapitel 2; Infrastruktur des Ortes

Wie würdest du die damalige Infrastruktur des Ortes beschreiben?

Ich würde sagen, dass es für die damaligen Verhältnisse gar nicht so schlecht war. Wir hatten damals drei Kaufhäuser, zwei Gasthäuser, obwohl die Leute gar kein Geld hatten. Wir hatten auch noch die Bäckerei Altenburger.

Gab es damals auch Schulen oder Kindergärten?

Die Schule gab es im Ort aber keinen Kindergarten.

Wie viele Klassen und Stufen hatte die Volksschule?

Es gab zu meiner Zeit drei Klassen und acht Stufen mit ungefähr 80 Kindern.

Gab es damals auch eine Bank?

Ja, das war damals bescheiden. Ich kannte den Herrn Brandtner, der einmal pro Woche, am Donnerstag bei uns vorbei ging in die Bank (er leitete die Bank). Und da konnten die Leute, wenn sie was von der Bank wollten, es mit ihm besprechen und wenn sie Geld wollten, dann mussten sie sowieso einen Gutsteher haben. Allerdings wurde die Bank natürlich nicht so genützt, da fast niemand im Ort viel Geld zum Verwalten hatte.

Gab es zur damaligen Zeit auch schon Straßen, bzw. wie war ihr Zustand?

Der Zustand war, was man unter einer „Staubstraße“ versteht. Es gab nur die Bundesstraße durch das Ortszentrum, die asphaltiert war. Alle anderen waren nur Staubstraßen. Und bei der Herstellung der Straßen war ich auch beteiligt. Das hieß damals „roboten“. Und die Anrainer der Straße mussten für die Errichtung entweder zahlen oder arbeiten. Und so mussten eigentlich alle arbeiten, da ja das Geld fehlte. Es hat mir aber Spaß gemacht. Es halfen immer ganz viele Leute, aber es war eine sehr anstrengende Arbeit.

Also mussten sich die Bewohner selber um die Errichtung der Straßen kümmern?

Ja, so ist es. Nur das Material wurde vom Land geliefert. Aber die Arbeit wurde von den Arbeitern erledigt.

Gab es damals auch Autos im Ort?

Wenig bis keine. Und wenn man halt wohin musste, musste man jemanden mit Auto bitten und ihn bezahlen.

Gab es andere Transportmöglichkeiten?

Es gab ab und zu einen Postbus nach Leibnitz oder nach Graz. Transporte von Gütern erfolgten einfach mit Kühen, Ochsen oder Pferden die an selbstgemachte Treppenwägen angebunden wurden. Heu wurde mit Leiterwägen transportiert. Denn damals gab es auch noch keine Traktoren. Die Tiere waren daher sehr wichtig.

Wie war die damalige medizinische Versorgung?

Im Ort gab es keine. Im Nachbarort Wolfsberg gab es eine Ärztin, die immer zu Fuß unterwegs war. Und wenn es einmal schnell gehen musste, wurde sie vielleicht mit dem Motorrad gefahren. Man hat die Ärztin aber nur in absoluten Notfällen kontaktiert. Kein Vergleich zur heutigen ärztlichen Versorgung.

Gab es damals im Ort Strom und Wasserleitungen?

Nein. Wie ich ein Kind war, kann ich mich daran erinnern, dass die Masten für den Strom aufgestellt wurden, aber erst nach dem Krieg. Aber Wasserleitungen gab es überhaupt nicht. Jeder hatte einen Brunnen und für die Tiere gab es den Teich

Interview: Kapitel 2: Unterkünfte und Wohnsituation

Wie haben damals eure Wohn- und Besitzverhältnisse im Allgemeinen ausgesehen?

Bescheiden, sehr bescheiden. Wir hatten ein Haus mit ungefähr 50 m² Wohnfläche, kein Stockwerk, kein Strom und kein Leitungswasser, sondern nur Petroleumlicht und einen Brunnen für die Wasserversorgung. Draußen hatten wir noch einen Kuhstall, einen Schweinestall und zur Bewässerung einen Teich.

Wie viel Räume hatte euer Haus?

Zwei Zimmern, eine Küche und eine Speisekammer.

Wo war dann das Badezimmer?

Gab es nicht. Man wusch sich einfach in der Küche mit einer Wasserschüssel. Es gab kein Bad und keine Dusche.

Und die Toilette?

Das war ein sogenanntes Fallklo. Das gab es überall, denn damals hatte niemand ein Badezimmer. Es gab nur diese Fallklos.

Und wie war der Aufbau des Hauses?

Es war ein einfaches Ziegelhaus, von der Isolierung wie's jetzt üblich ist, war überhaupt nicht die Rede. Es hatte nicht jeder einen Keller und die Häuser waren eher feucht, da sie direkt ohne Untergrund erbaut wurden und überhaupt nicht vor der Feuchtigkeit der Erde isoliert und abgesichert waren.

Also konnte es im Winter auch schnell kalt werden?

Ja, es wurde sehr schnell kalt. Und es wurde nicht in allen Zimmern geheizt. Wir hatten nur kleine Kachelöfen in der Küche und im großen Zimmer. Im kleinen Zimmer gab es nichts, da wurde zum Schlafen einfach ein Stein heiß gemacht, den man mitnahm und sich daran die Füße wärmen konnte.

Und wie konnte man Licht erzeugen ohne Strom?

Wir hatten nur Petroleumlampen.

Wie war die Einrichtung vom Haus?

Bescheidenst. Es gab schon ein paar Schränke für das Geschirr aber keinen Kühlschrank. Wir hatten einen gesetzten Herd aus Blech, der eine Kochstelle und ein Rohr zum Backen hatte. Dieser wurde mit Holz beheizt.

Und wie waren die Schlafzimmer?

Im großen und kleinen Zimmer gab es zwei Betten mit Pölstern, die mit Maisstroh gefüllt waren. Darüber gab man dann noch ein Leintuch, aber nicht so ein weiches wie heute, sondern ein rupfiges. Es gab auch keine Matratzen. Es waren darunter einfach ein paar Bretter und darüber diese Maisstrohpolster, also aus Leinen mit einer Öffnung, in die man das Maisstroh hineingab. Dies hat man dann jeden Tag schön aufgewühlt und gab das Leintuch drüber, aber da lag man gut drauf. Und im Frühjahr haben wir es an schönen Tagen raus an die Sonne gelegt und frisch gemacht und dann wieder neu befüllt. Dann gab es noch Decken und Pölster, gefüllt mit Hühnerfedern. Im Winter machte man das sogenannte „Federschleißeln“. Da sind die Leute am Tisch gesessen und haben die Federn von den Stielen gezogen und die übrigen weichen Federn in den Bezug gegeben. Erst viel später gab es Pölster und Decken mit Daunen.

Und wie war das damals mit der Privatsphäre in den Häusern? Gab es eine?

So gut wie nicht. Wir waren immer alle zusammen. Da hatte nicht jeder ein Zimmer und konnte sich zurückziehen. Als Kind bin ich sowieso immer im Bett zwischen meinen Großeltern geschlafen

Interview Kapitel 2: Freizeit

Was hast du damals in deiner Freizeit gemacht?

Freizeit gab es damals fast keine. Sonntags in die Kirche gehen und so vielleicht zu den Nachbarkindern, mit denen man gespielt und sich unterhalten hat, jedoch nur sehr einfache Spiele ohne Spielzeug. Wir spielten zum Beispiel öfters „Milchabrahmen“, wo wir alte Töpfe mit Wasser befüllten, das dann wieder bei den Löchern rausfloss. Wir taten so, als wäre es echte Milch, die wir entrahmen mussten. Dann spielten wir noch Verstecken oder Abfangen. Es waren also nur sehr einfache Beschäftigungen.

Gab es damals schon Medien wie Radio, Zeitungen oder Bücher?

Ja, Radio gab es später schon. Zeitungen gab es bei uns keine. Aber der Radio war nur ganz einfach. Wir kauften erst später einen Radio, als es schon Strom gab und der Krieg vorbei war.

Hattest du auch Spielzeug?

So gut wie nichts. Ich könnte mich nicht erinnern, dass ich irgendein Spielzeug gehabt hätte. Nur eine Rechenmaschine aus Holz hatte ich. Im Winter hat mir mein Onkel eben den Schlitten gebaut. Ganz einfach aber nur. Davon hatten aber mehrere Kinder was davon, weil auch mehrere auf dem Schlitten Platz hatten. Im Sommer hat mir mein Opa auch eine Schaukel gebaut, die allerdings nur ein Brett befestigt an einer Kette war, also ganz schnell und einfach.

Konntest du auch Freunde treffen und was hast du mit ihnen unternommen?

Ich kann mich noch erinnern, dass Nachbarskinder einen großen Bauernhof hatten und diese hatten auch eine große Vorratskammer voll mit Stroh. Dort sind wir immer aufgeklettert und ins Stroh hinuntergesprungen. Wir nannten das „Boamhupfn“.

Interview: Kapitel 3: Ernährung und Lebensmittelversorgung

Wie viele Lebensmittel hattet ihr damals zur Verfügung und habt ihr immer genug gehabt, um die Familie zu ernähren?

Lebensmittel gab's schon genug, aber es war bescheiden, was die Landwirtschaft geben konnte. Vom Gemüse bis zum Mehl und das Fleisch, welches man selbst schlachtete. In der Form wie jetzt, gab es das alles natürlich nicht. An Gemüse gab es Kraut, Kartoffeln, Salat, Rettich und sogar Tomaten. Dann auch noch Mehl aus Weizen und Kornmehl fürs Brot, Heidenmehl für Sterz und Maismehl. Früher gab's auch viele Pilze, für Schwammerlsuppe zum Beispiel. Dann gab's auch oft Strudel, Kartoffelnudeln, Zwetschkenknödel oder Schmarrn.

Woher bekam man früher die Lebensmittel?

Die wurden eigentlich nicht gekauft, das hat die Landwirtschaft abgeworfen. Man hat früher viel mehr selbst angebaut. Also man hat so ziemlich alles selbst produziert, so viel man halt konnte.

Und woher bekam man dann Sachen, die man nicht selber produzieren konnte?

Die wurden gekauft. Sachen wie Zucker, Salz oder Pfeffer zum Beispiel, also oft Gewürze. Es gab damals auch kein Öl, sondern es wurde mit dem Fett und Schmalz der Schweine gekocht.

Hattet ihr damals auch Tiere?

Wir hatten drei Kühe und ein Kalb, sieben bis acht Schweine, manchmal auch kleine Ferkel, von denen man manche behalten hat und die restlichen schon als Junges verkauft hat. Meistens an Nachbarn, die sie brauchen konnten. So kamen wir auch zu etwas Geld.

Welche Produkte konnte man mit den Tieren erzeugen?

Die Tiere brachten uns Fleisch. Im Winter haben wir diese dann immer geschlachtet, weil man das Fleisch durch die Kälte gut kühlen konnte. Den Rest haben wir sonst geselcht und über das Jahr verbraucht. Das Fett von den Schweinen wurde ausgebrannt und zu Grammeln verarbeitet. Es gab kein Speiseöl. Es gab dann auch Breinwürste, Selchwürste oder Presswurst. Das wurde alles von uns selber gemacht. Die Kühe brachten uns natürlich auch noch frische Milch.

Welchen Stellenwert hatte das Fleisch damals?

Fleisch war ein Sonntagsessen. Unter der Woche gab es das nie. Im Winter hat man meistens geschlachtet, weil man sonst keine Kühlmittel hatte.

Wo hat man das Essen gelagert?

Man hat alles in Speisekammern gelagert. Beim Fleisch war dies schwieriger, da es ja keinen Kühlschrank oder Tiefkühltruhe gab. Also haben wir zum Beispiel die Bratwürste gebraten und sie dann in einen Kübel mit Fett gegeben und sie damit übergossen. So waren sie länger haltbar.

Gab es damals auch Zeiten wo ihr wusstet, dass es mit den Lebensmitteln knapp wird?

Ja, wie es hieß, dass die Russen kommen würden. Wir hatten einen Raum mit Ziegeln, indem wir die Ziegel zuerst auseinanderklaubten und danach Lebensmittel wie Grammeln oder Würste dahinter versteckten und sie wieder mit Ziegeln bedeckten, damit die Russen uns die Lebensmittel nicht stehlen konnten.

Was waren damals typische Gerichte?

Sauerkraut und Breinwurst, Kraut und Geselchtes, alles was man aus Kartoffeln machen konnte wie Bröselnudeln, Zwetschkenknödel, Bratkartoffeln, geröstete Kartoffeln. Dann gab es auch Kürbis, Bohnenschoten mit Bröseln, Bohnenschoten als Salat, Rote Rüben oder auch Gurkensalat. Es wurde damals nur sehr einfach gegessen. Ein Hendl war zum Beispiel schon etwas ganz Besonderes.

Interview Kapitel 3; Arbeit als Alltag

Welchen Stellenwert hatte die Arbeit zu Hause?

Früher gab es sehr viel zu arbeiten, da es keine Maschinen gab und alles händisch gemacht werden musste. Es musste auch jeder mithelfen ohne Wenn und Aber.

Was gab es an täglichen Arbeiten zu erledigen?

Am Wochenende gab es immer den Hausputz. Der Boden wurde sauber gemacht und auch die Fenster, jedoch nicht mit heute vergleichbar. Im Garten mussten wir zum Beispiel die Erde umstechen und ausschließlich selber die Samen sehen und so ansetzen, dass wir immer Gemüse oder Obst zur Verfügung hatten. Im Garten wurde alles angebaut, von Salat, Bohnen, Rüben, Kürbis, Rettich, Tomaten bis hin zu Kartoffeln. Dann mussten im Herbst auch immer täglich die Äpfel geklaubt werden und ich musste auch immer bei der Kartoffelernte mithelfen. Diese wurden zuerst ausgegraben, dann in einen Kübel gegeben und danach auf einem Treppenwagen nach Hause transportiert. Die

Kartoffel war ein sehr wichtiges Gemüse zur damaligen Zeit, da man viele Gerichte aus ihr machen konnte.

Es gab auch viele landwirtschaftliche Arbeiten. Wir mussten die Felder immer wieder umbauen, um dann die Samen, wie Kartoffeln, Mais oder Getreide anpflanzen zu können. Händisch musste man auch das Gras mähen und Unkraut beseitigen, damit unsere Pflanzen gut wachsen konnten.

Und um die Tiere musste man sich auch jeden Tag kümmern.

Gab es auch Maschinen zur Hilfe?

Es gab einen Pflug, der von den Kühen gezogen wurde. Mit diesem haben wir die Kartoffeln aus der Erde gehoben und haben sie dann hinterher eingesammelt. Das war allerdings eine Arbeit, die sehr auf den Rücken ging, da man ja immer gebeugt stehen musste. Zweimal im Jahr mussten wir auch Heuarbeiten. Das Gras wurde gemäht, getrocknet und dann eingesammelt. Allerdings wurde alles händisch mit der Sense gemäht und mit dem Rechen zusammengehäuft. Damals gab es für diese Arbeit gar keine Maschinen.

Wie lang dauerte diese Arbeit?

Drei Tage, aber dafür brauchte es immer schönes Wetter. Händisch wurden diese Haufen auf die Leiterwägen gegeben und sieben bis acht Fuhren mussten wir so bearbeiten. Danach kam es auf den Heuboden. Die Arbeit war sehr anstrengend, es war sehr heiß und sehr staubig. Da wir eine nur eine kleine Landwirtschaft hatten, mussten wir zusätzlich auch für einen größeren Bauern gearbeitet, um mehr Heu zu bekommen.

Welche Arbeiten gab es im Stall?

Man musste die Kühe füttern, den Stall ausmisten und neu einstreuen, und die Kühe melken. Die Schweine musste man auch füttern, oft mit alten Gemüse und Gerstenschrot. Das Ganze war sehr aufwendig, weil man es mindestens zweimal pro Tag erledigen musste. Gefüttert wurde morgens und abends.

Welche Hausarbeiten gab es zu erledigen?

Der Boden wurde einmal die Woche geputzt, die Wäsche gewaschen, allerdings händisch mit einer Waschrumpel und einer Seife, die man selbst herstellte. Die war ganz einfach herzustellen aus Soda, Tierfett und als Lauge haben wir Holzasche verwendet. Diese Dingen hat man dann in einem Topf erhitzt und geschmolzen und schließlich in eine Form zum Auskühlen gegeben. Es wurde auch täglich gekocht, wobei ich schon früh helfen musste, indem ich Gemüse aus dem Garten holte, Salat gewaschen habe. Ich hab auch immer den Tisch gedeckt und das Geschirr gewaschen. Meine Mama hat auf Ordnung und Sauberkeit immer ziemlich viel Wert gelegt.

Interview Kapitel 3; Rollen- und Arbeitsaufgabenverteilung

Gab es damals eine gewisse Verteilung, wer welche Arbeiten erledigen musste?

Es war selbstverständlich, dass der Vater die schwereren Arbeiten leisten musste, falls er da war. Arbeiten wie Grassensen oder Holzarbeiten. Grundsätzlich war die Frau fürs Haus zuständig. Aber da unser Vater im Krieg war, mussten wir alle Arbeiten verrichten. Also auch das Heu mähen und nach Hause bringen. Wer grad da war, musste die dortigen Arbeiten verrichten. Es musste ja alles nach Plan über's Jahr geerntet werden, damit wir im Winter genug zu essen hatten. Man hatte daher keine Wahl, außer es auch ohne die Männer zu erledigen. Man musste arbeiten um zu überleben.

Wurden die Kinder auch in diese Arbeiten eingebunden?

Ja also ich auf jeden Fall. Früher mussten die Kinder alle helfen. Ich habe von klein auf überall mithelfen müssen. Je kleiner die Wirtschaft war, desto mehr Arbeit gab es, da wir ja weniger Leute waren als die größeren Bauern. Diese hatten auch mehr Maschinen und Hilfsmittel. Aber die Arbeit war für mich immer selbstverständlich. Ganz ohne jammern habe ich alles erledigt und habe eigentlich immer gerne gearbeitet. Ich hab zum Beispiel gerne den Stall ausgemistet und die Kühe und Schweine gepflegt. Das Ausmisten war auch wichtig, weil wir danach den Mist als Dünger auf unseren Feldern verwenden konnten.

Gender Erklärung

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Arbeit die Sprachform des generischen Maskulinums angewendet. Es wird an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die ausschließliche Verwendung der männlichen Form geschlechtsunabhängig verstanden werden soll.